

V. An den Rändern Europas

πῶς ἂν Σκεῦθαι ἄριστα πολτεύοιντο οὐδεὶς
Λακεδαιμονίων βουλεύεται. – Kein Spartaner
wird sich überlegen, wie Skythen ihren Staat
am besten einrichten können.

Aristoteles, *Nikomachische Ethik*

προβήσομαι ἐς τὸ πρόσω τοῦ λόγου ὁμοίως
σμικρὰ καὶ μεγάλα ἅστεα ἀνθρώπων ἐπεξιῶν. τὰ
γὰρ τὸ πάλαι μεγάλα ἦν, τὰ πολλὰ αὐτῶν σμικρὰ
γέγονε, τὰ δὲ ἐπ' ἐμεῦ ἦν μεγάλα, πρότερον ἦν
σμικρὰ. – Ich werde in meinem Bericht der
Reihe nach in gleicher Weise kleine und große
Städte durchgehen. Was nämlich einstmals groß
war, ist jetzt vielfach klein geworden, was jetzt
groß ist, war früher klein.

Herodot, *Historien*

1. TÜRKEI: ISTANBUL

Erster Besuch: Metamorphosen Europas

April/Mai 1994

27.4.94 — Ankunft nachmittags mit einer Stunde Zeitverschiebung. Das Pera Palas Hotel von 1892, aus der Belle Époque, ist ausgestaltet wie ein morgenländischer Palast mit Lüstern, bunten Wänden, alten Photos von Berühmtheiten, nach denen die Zimmer benannt sind, alles mit einem Hauch Orient-Expreß – das Buch dieses Namens entstand hier. Ein uralter Fahrstuhl aus der Gründerzeit endet in einem gekachelten Becken, durchsichtiges Gitterwerk, langsam wie eine historische Eisenbahn. Die listig lächelnden Liftboys könnten bei Thomas Mann im Dienst stehen. Einer von ihnen gibt an, daß er neben französisch und englisch auch spanisch und japanisch spreche.

Ich gehe in die Stadt, neben mir mein hermeneutischer Begleiter, der langbeinig durch die Stadt stakt, sie durchblättert wie ein Buch und alles Sehen in ein Wiedersehen zurückverwandelt. Auf der Hauptstraße fährt eine alte Straßenbahn hin und her, vom Taksim-Platz (das griechische Wort *taxis* bezieht sich auf die Einteilung der Zisternen) über Tunnel zum Galata-Turm, der von Genuesern als Festungsturm erreicht wurde. Von oben ein grandioser Blick über das Goldene Horn und die Schiffsanlegeplätze hinweg auf die Kuppeln und Minarette der Altstadt, auf dem Hügel oben der Turm der Universität, daneben ein großer römischer Aquädukt, eine meeresoffene Schwesternstadt von Venedig. Draußen der Bosporus, der die europäische von der ‚asiatischen‘ Seite abtrennt.

Abends Begrüßungsszenen in einem Club-Haus namens „Renaissance“. Der Besitzer, der mich an den Kaufmann aus Smyrna in Eliots *Waste Land* erinnert, listig, flink und freundlich, arbeitet als Ingenieur einer Baugesellschaft, die unter anderem das russische Parlament wiederaufgebaut hat. Er singt öffentlich als Bariton, öffnet freitags und samstags sein Haus für Künstler und Intellektuelle, an der Wand ein impressionistisches Gemälde von seiner Frau, ein engagierter Violinist, der vorher Architekt war und jetzt unter anderem Astrologie betreibt, einen kultivierten Salon unterhält mit Hausfolianten, Gästebach, alles in einem großen orientalischen Stil.

28.4.94 — Die Tagung „Die Metamorphosen Europas als phänomenologisches Problem“ beginnt an der Universität Istanbul. Der Campus in der Altstadt ist umgeben von einer Art Stadtmauer mit Einlaßtoren. Die Gebäude stammen aus der Gründerzeit, westeuropäischer Stil, großer Lichthof, der Senatssaal mit Porträts der Rektoren.

Nach dem Mittagessen besuche ich den Großen Basar, eine veritable Märkte-Stadt. Gewiß stammt einiges von den orientalisierenden Pariser Passagen hier-

her. Ein Junge bringt mir das verlorene Namensschild zurück, weit entfernt von süditalienischen Straßendiebereien. In der Stadtzisterne betrete ich einen unterirdischen Säulenwald: wiederverwertete korinthische Kapitelle, Medusen mit wuchernden Schlangenhaaren, deren Blick durch Umkehrung entzaubert oder nochmals verfremdet wird, zwischen den Säulen stehende Gewässer, ein ausgeklügeltes Wassersystem. Die Zisternen verteilen sich über die Stadt hin. In den Straßen sieht man Wasserträger mit glitzernden Kannen.

29.4.94, Freitag — Die Tagung setzt sich fort in einem Seminarraum der Marmara-Universität. Dieser Teil diente einst als Gebäude der französischen Botschaft. Steinterrassen führen den Hang hinauf wie bei italienischen Villen, im Hintergrund der Bosphorus mit vorbeifahrenden Schiffen. Nachmittags mein Vortrag. Die Diskussion kreist um Probleme des Fremden und der Grenze, aktuelle Bezüge sind rar. Abends sind wir nochmals zu Gast im Haus „Renaissance“. An meinem Tisch angeregte Gespräche mit einer Pianistin, ungarische, polnisch-jüdische und weißrussische Vorfahren, nervös wie ein Rennpferd; sie läuft 200 Meter und korrespondiert mit dem afrikanischen Weltmeister über diese Distanz.

30.4.94, Samstag — Schiffsausflug auf dem Bosphorus, in der Ferne die Öffnung zum Schwarzen Meer hin. An den Ufern sieht man Holzhäuser, Sommervillen, eine Kadettenanstalt, eine von Japanern ohne Stützpfeiler errichtete Brücke, modernste Technik, die das Turmgewimmel der Moscheen umrahmt. – Ein abendlicher Gang führt in die schmalen Gassen der Altstadt mit Holzhäusern, Straßenöfen, Handwerksbetrieben. Schließlich steht vor mir die Moschee von Suleiman dem Prächtigen. Blaue Fenster füllen mit ihren Pflanzenmotiven die Rückwand. Der übliche Teppichbelag verstärkt die Bodennähe. Im Hauptraum sind Betende auf den Boden ausgestreckt, sich verneigend, sich auf Mekka hinbewegend. Keine Bilder von Heiligen oder Propheten sind zugelassen, ähnlich wie im Jüdischen. Die Dekoration wirkt wie Bildumrahmung, in der das Porträt ausgespart ist. Man ist nicht unaufhörlich dem Bilderblick ausgesetzt wie in christlichen, zumal in orthodoxen Kirchen. Die Rundbauten sind nicht auf den Altarraum als Schauplatz ausgerichtet. Große Leuchter hängen fast in Kopfnähe. Die Moscheen sind umringt von einem Vorhof, wo man nicht nur Wasser holt, sondern auch rituelle Waschungen vollzieht. Die zentrale Rolle der Brunnenstätte erinnert an Rousseaus Etgegensetzung von *fontaine* und *foyer*, die dem klimatischen Kontrast von Süd und Nord innerhalb Europas entspricht. Dazu Schuhputzer als Kämpfer gegen den „Wüstenstaub“?

1.5.94, Sonntag — Wir besuchen eine der Prinzeninseln: Büyükada (Große Insel). Man trifft auf Landhäuser im Kurstil, in weißem Holz, man sieht keine Autos, dafür Pferdekutschen. Die Pinienwälder haben einen Anflug von Provence. In den Gärten der rot leuchtende Judasbaum. Die orthodoxe Wallfahrtskirche hütet eine heilige Quelle. Läden mit Devotionalien ziehen sich den Hügel hinauf. In der Kirche ertrinkt man in einer wahllosen Bilderfülle, Ältestes

neben neuerem Kitsch, Aufschriften in Griechisch. Bis in die 50er Jahre wohnten etwas 30.000 Griechen in der Stadt, durch nationalistische Ausschreitungen wurden sie in die Emigration getrieben. Der Blick gleitet hinunter zum Marmarameer, das in Regenwolken entschwindet. Die Einheit des Mediterranen wird spürbar, man könnte auch westlicher sein. Unten in einem Strand-Café gebe ich Önay Sözer und Gabriella Baptist ein Interview für eine halbliterarische Zeitschrift, das Fremde betreffend.

In der ‚Neustadt‘ ist die Istiklâl Cadessi (Unabhängigkeitsstraße) voller Leben, dazwischen die Lautsprecherstimme eines Muezzin, vom Morgenruf zum Mittagseruf, vom *reveil matin* zum *reveil midi*. In einer Bierstube treffe ich Marc Richir und einen jungen Istanbuler. Wir sind uns einig darin, daß auf dem Kongreß die türkische Vergangenheit systematisch ausgespart wurde. „Moscheen? – Museen“, „Arabische Koranschulen etc.“, als sei der Islam mit fundamentalistischem Islamismus gleichzusetzen. Arabische und persische Prägungen, die vor der Sprach- und Staatsreform einen wichtigen Anteil hatten, werden wie Fremdkörper behandelt. Was bedeutet dann Dekonstruktion? Der neuere Fundamentalismus ist gewiß *auch* eine Reaktion auf forcierte Verwestlichung.

2.5.94 — Den Morgen verbringe ich nochmals in der Altstadt. In dem Teestuben sitzen Männer bei der Wasserpfeife. Ich entdecke einen von Kaiser Wilhelm II gestifteten Brunnen, einen Obelisk auf spätromischem Fundament aus der Zeit von Theodosius, dann das Rankenwerk der Sultan-Ahmed-Moschee, die Blaue Moschee genannt wird. Majolika an den Emporenwänden, blaue Fenster, mächtige Tragesäulen, alles ist wohlproportioniert, aber weniger bewegend als die kargere Suleiman-Moschee. Unten am Hafensperrwerk liegt ein ägyptischer Bazar mit Obst, Käse, Gemüse, die Luft voller Marktgeschrei. Der Shoeshine Boy, dessen Vater bei Mercedes arbeitet und der selbst aus Anatolien stammt, ist freundlich, aber etwas verschlagen. Er verlangt ca. 5 DM für seine Arbeit, dazu fünfjährige Garantie, Kaufmannslust schon in frühen Jahren. Mittags bringt mich ein Taxi an den Flughafen. In der Wartehalle sieht man eine Gruppe betender Araber im Burnus. Der Busfahrer, der auf der ‚asiatischen‘ Seite wohnt, sagt: „Ich bin Mohammedaner, I pray five times a day“.

Die hiesige Fremdheit ist merkwürdig gedämpft. Man wird auf der Straße oft auf deutsch angesprochen, es gibt viele Arbeits- und Freundschaftsbeziehungen nach Deutschland. Doch unausgesprochen, durch jüngste Wahlen bestätigt geht durch das Land ein Schisma zwischen laizistischer Republik und religiöser Tradition, als gäbe es zwischen staatlichen Institutionen und streng religiösen Gemeinden – nichts. Das Nachdenken über ein neues Europa wird von türkischer Seite kaum gefördert, weil man sich zu weigern scheint, „das Eigene frei zu bewegen“ (Hölderlin).

Ich selbst habe mich jedenfalls wohl gefühlt in meinem Zimmer 614 unter dem Dach, in einer Ferienanlage, in der man anders zu sich kommt.

Mai 1997

Der Fahrer vom Goethe-Institut, der mich am Flughafen abholt, arbeitete in Braunschweig in der Autoindustrie. Wir fahren dem Marmarameer entlang zum Hotel Mercure, einem Touristenhotel gegenüber dem traditionellen Para Palace Hotel, mein Zimmer geht auf das Goldene Horn und die Altstadt. Ich laufe durch die Gassen von Galata, Straßenbahnen bis weit in die Nacht. Zu Abend esse ich in unserem vertrauten Restaurant mit Önay Sözer, Gabriella Baptist und Ferda Keskin, dem Mitveranstalter, der makellos Englisch und Französisch spricht.

9.5.97 — Wir fahren zur Bosphorus-Universität, einer amerikanischen Gründung von 1863, einst Jungen-Kolleg, jetzt eine englischsprachige Universität im amerikanischen Campusstil; mit der Ankara Universität zählt sie zu den Spitzenuniversitäten des Landes. Unter dem Titel „Pera, Peras, Poros“ wird die Grenzfrage erörtert. Ein Griechen-Türke spricht über das islamische Recht: präzise, aber ohne philosophische Folgerungen. Önay Sözer behandelt das Tür-Motiv mit Überlegungen zur Hohen Pforte (*Porte sublime*), ein der Metaphysik nahes Transzendieren. Schließlich hält Jacques Derrida ein eindringliches Seminar über Gastfreundschaft: Kant als Auftakt, bedingte und unbedingte Gastfreundschaft als unauflösbare Spannung, sehr nahe bei Levinas. Das französische Generalkonsulat lädt ein zu einem Abendempfang, pompöse Hallen im großen Stil. Ein Conseiller culturel verteidigt die abgewogene Türkei-Politik der Franzosen.

10.5.97 — Am zweiten Tag folgt mein Vortrag zur „Topologie de l'étranger“, gefolgt von Gabriella Baptists Exposé über Horizontale und Vertikale in der Stadt. Die Diskussion steht im Schatten von Derrida, der meinen Beitrag als „très bien, très remarquable“ bezeichnet, ohne daß es nach einem Pflichtkompliment klingt. In der intensiven Nachmittagsdiskussion spreche ich Derrida auf den Foucault-Aspekt an: auch Bedingungen werden formiert, geschaffen, nicht einfach hingenommen. Er nimmt mein Motiv des Außer-ordentlichen auf, eine gute Verständigung. Imponierend ist die Genauigkeit, mit der er seine offenen Bewegungen inszeniert, nichts Verwaschenes. Ein gutes Ohr und Humor in der Relativierung des Gesagten.

Zu Abend essen wir in einem Fischlokal am Bosphorus. Fisch in Salz verpackt und gekocht, die Form wird zerklopft wie die Gußform eines Glocke, Raki mit Wasser verdünnt. Eine lebhaft, vielsprachige Tischgesellschaft: eine Derrida-Forscherin, ein Franzosen aus Belfort mit seiner anmutigen tunesischen Frau und ein Grieche mit kaukasischen Vorfahren.

11.5.97 Sonntag — Mit einem Bochumer, der hier recht zu Hause ist, ziehe ich quer durch die Altstadt. Wir besuchen das Chora-Kloster mit Mosaiken aus dem 14. Jh. und einer mit Fresken ausgemalten Kapelle. Alles ist von großer szenischer Erfindungskraft. Der auferstandene Christus erinnert in seiner Bewegtheit an Michelangelo. Besondere Bildmotive sind die Schnecke als Symbol der Unendlichkeit, Pfau und Paradiesbaum. – Zur Mittagszeit erreichen wir die Fatih-Moschee (Fatih = der Eroberer, bezogen auf Muhamet, den Eroberer von Konstantinopel), Männer treten zum Gebet ein, Frauen beten an der Rückwand oder hinter einer Gitterwand. Ein ähnliches Bild bietet sich bei einer Beerdigung. Die Männer stehen in eng gedrängten Reihen vor dem Sarg, warten, bis der Imam kommt und sein arabisches Gebet anstimmt, wiederholen dies in einem expressiven Sprechgesang, wie er auch vom Muezzin zu hören ist; später stimmt die Gemeinde mit ein, auch das ‚Amen‘ fehlt nicht. Bei allem bleiben die Frauen gänzlich im Hintergrund. Darin scheint sich Jahrhunderte lang nicht viel geändert zu haben. Auf dem Friedhofsgelände steht eine Türbe, das Grabmal des Eroberers mit einem mächtigen Sarg, von einem Turban gekrönt und mit Barockgemälden verziert.

Wir nehmen einen Minibus in die Stadt. Um den Beyazit-Platz herum reges Marktleben. Auf der Hauptstraße, die zur Hagia Sophia führt, bewegt sich ein langer Demonstrationszug. Die rechte Partei protestiert gegen die geplante Schließung der religiösen Schulen. Zumeist sind es einfache Leute, die Parolen ausstoßen, mit roten Nationalflaggen marschieren. Hier sind die Frauen mitten drin, vielfach schwarz gekleidet, verborgen hinter einem Augenschlitz, zumeist in Gruppen, an Klageweiber oder auch an Totenvögel erinnernd. Wir gehen durch die Gartenanlage, des alten Sultanspalastes, der Hohen Pforte, zur Hafenanlage. Dort steht zwischen Bazars versteckt die Rüstem Pascha-Moschee, die einem Reitergeneral gewidmet ist, mit wunderbaren Kacheln aus Iznik.

Zum Abend sind wir eingeladen von Keskin und seiner halbdeutschen Frau, zusammen mit Derrida und einem Politologen, der bei Granger in Aix studierte, einem Nachfahren von Tataren. Wir genießen eine vollendete türkische Küche mit Einflüssen aus Griechenland, Kaukasien und arabischen Ländern. Eine Siamkatze ist dabei, wie auch Derrida sie hat.

Jacques Derrida hat bei mir noch gewonnen, er hat etwas sehr Offenes, Freundliches, aber auch sehr Bestimmtes in der Sache. Er kritisiert fast nie, sondern lockt Abgelegenes hervor. Eine Schwäche liegt darin, daß er sich auf das beziehen muß, was andere vor ihm geschrieben, gedacht, geredet haben, und dies nicht nur gelegentlich, sondern ständig. Daher rührt dieses Tausendfüßlerhafte. Levinas hat er, wie er versichert, erst nach Abfassung seines großen Aufsatzes kennengelernt. Sehr überzeugend kehrt er das Nicht-Französische hervor: die algerische Herkunft, das Elternhaus mit dem Vater als Handelsvertreter für algerischen Raki. Das Jüdische drängt sich nicht vor, ist aber gegenwärtig. Was fehlt, ist das Gutbürgerliche, ohne daß dieses durch Boheme ersetzt würde. Er

liebt das Wohnen außerhalb der Stadt. So beschreibt er, wie sein Sohn zum ersten Mal nach Paris kommt: Gassen, Häuser über Häuser. Sein ältester Sohn ist Philosoph und Poet, vor allem letzteres. Er selbst will mit 68 in den Ruhestand treten, liebt das Reisen, nicht die Einkesselung in Immobilien. Abschied vor meinem Hotel. Eine gewisse Nähe ist in diesen Tagen entstanden.

12.5.97 — Ich verabschiede mich von Kurt Scharf, dem neuen Leiter des Goethe-Instituts, der von seinem Vater her theologisch oder religiös interessiert ist. Er ist hier sehr am Platz.

- *Splitter*. Schuhputzjungen sind wie Fliegen, listig: Du hast gesagt, daß du morgen kommst; sie schmieren schwarze Creme auf die Schuhe. Männer sitzen hinter Waagen, warten auf Kunden oder auf nichts. Vielerlei Beschäftigungssuche. – Die Bevölkerung ist von 800.000 in den Fünfziger Jahren auf 11 Millionen, inoffiziell auf 15 Millionen angewachsen. – Wasserträger in den Hintergassen, zerfallende Häuser. Man sieht Wohlstandsspuren, Wohlstandslücken. In einer zerfallenen Passage blieb ein Schild des Clubs zurück. – Hotel heißt Otel (ganz korrekt: Otelı), das sieht nach einem verlorenen H aus. – Ungeheure Differenzen zwischen wohlhabendem Bürgertum und Kindern und Krüppeln in den Straßen. Allerdings kein schlichtes Betteln, kein bloßes Nehmen, es wird immer irgend etwas angeboten, Spuren eines unaustilgbaren Stolzes.

Dritter Besuch: Medien und Imagination am Goethe-Institut

Mai 1998

Diesmal wohne ich im Hotel Richmond in der Istiklâl Cadessi. Vom Hotelfenster aus Blick auf das rote Gebäude der russischen Botschaft, morgens um 5 die Weckstimme des Muezzin.

6.5.98 — Ich halte einen Vortrag oben in der Bosphorus-Universität über „Homeworld and Alien World“, vor etwa 25 Hörern. Die Diskussion über das Fremde ist reichlich elementar. Nachmittags Am Hafen schaue ich einem jungen Fischerleger zu, der sein Werk mit ritueller Akkuratess vollführt. Im Galata-Viertel gibt es geradezu Dorfgassen, ein Eckhaus aus Holz, seilhüpfende Mädchen, Frauen auf den Türstufen. Zwischen Hauswänden versteckt sich eine grün gestrichene Türbe zu Ehren von Gül Baba (= Rosenvater).

7.-8.5.98 — Die Tagung handelt über „Medienbild und phänomenologische Imagination“. Ich beginne mit einem Vortrag zu Thema „Natürlicher und künstlicher Blick“. Eine recht gute Runde von Vortragenden ist zusammengekommen, darunter Gottfried Boehm, Friedrich Kittler, und Lambert Wiesing aus Deutschland, Bernd Stiegler aus Paris und eine Türkin, die im Bereich von

Film und Fernsehen arbeitet. Es gibt kaum Publikum aus der Stadt, abgesehen von einem österreichischen Lektor, der mit seinem Seminar erscheint. Ich zweifle an dem Sinn eines europäischen Treffens auf türkischem Boden ohne Beteiligung des Landes und frage mich, ob ich das etwaige Angebot einer Gastprofessur wirklich annehmen soll.

Eine Entdeckung ist für mich Bernd Stiegler, Direktor eines Zentrums für Television und ähnliches, Schüler von Granel und Derrida. Vieles trifft sich mit meinem Versuch, Technik körperlich zu implantieren. Er zeigt eine besondere Nähe zu Leroi-Gourhan, bei dem Derridas Frau studierte, sowie zu Bergson. Er hat eine junge Äffin aufgezogen. Er unterbreitet interessante Skizzen zur ‚Adoption‘ der Vergangenheit, aber mit einem abrupten theologischen Schluß: Gott als Vater aller Menschen und Primat der Zukunft statt einer Zukunft in der Vergangenheit. Er ist aufgeschlossen, liest aber deutsch nur schlecht und spricht es gar nicht; seine Lebensgefährtin ist Anwältin für Autorenschaft in Film und Fernsehen. Französisches Selbstbewußtsein: als einziger überzieht er die Redezeit ganz erheblich, wie neulich Marc Richir, wie stets Jacques Derrida.

9.5.98 — In der Hagia Sophia begegnet uns das Gigantische der römischen Baukunst. Auf der Empore Kaisermosaiken aus dem 12. Jh., der Kaiser mit morgenländischem Schnurrbart, Kaiserin Irene mit heller Hautfarbe. Schimmereffekte entstehen durch die ungleiche Stellung der Mosaiken in der Rückwand. Im Hof des Kaiserpalastes steht die Hagia Eirene Kirche mit viel Bricolage; die Säulenbasen stammen aus römischen Säulenkapitellen und Deckplatten. Gezielte Heterogenität oder arglose Verwendung vorgeformter Materialien? Im Mosaik-Museum gibt es Alltagsszenen ähnlich wie in Tunis, ein Affe, der Vögel einfängt, ein Hirsch, der eine Schlange bezwingt. Von der Blauen Moschee tönen Muezzin-Gesänge herüber in einer Lautstärke, die etwas Plärrendes hat. Ich stoße auf ein Pierre Loti-Hotel, eine Eisdiele, wo Dutschke und Co. verkehrten; so erzeugt Geschichte einen ökonomischen Mehrwert.

10.5.98 — Ein Schiffsausflug über den Bosphorus führt zum Schloß Beylerbeyi, einem Sommerschloß der Sultane von 1860, Prunk in alter Tradition, weniger eklektizistisch als vieles aus dem 19. Jh. Der Männerteil ist offiziell, der Harem intim. Wie Önay Sözer erzählt, war zu Zeiten seiner Großeltern Polygamie nicht mehr gang und gäbe, auch nicht beim Sultan. Es gibt holzgetäfelte Geheimhaltungsräume, die Scheidung geheim/öffentlich gehört ganz und gar zur Politik.

Abends sind wir im Galata Mevlevi Kloster beim Sema, einem Derwischtanz. Eindrucksvoll sind die Gehbewegungen, stets ist ein ganzer Fuß auf dem Boden. Musik zu alten Instrumenten: Holzflöte, Karion, Trommel, dazu der auf- und absteigende Gesang, dem Heulton nahe, ohne die üblichen Tonstufen. Die Derwischtänze heben an mit einer langsamen Drehung, die sich beschleunigt in an- und abschwellenden Kreiselbewegungen, schnellen Doppelkreissprün-

gen. Ekstase entsteht durch Kreisbewegungen, die nirgendwo hin führen und Halt suchen in der eigenen Bewegung. Der 'exaltierte' Mevlana war ein Religionsgründer und Gelehrter aus dem 15. Jh. Der 'Orden' ist bis heute lebendig und gehört mit weiteren religiösen Bewegungen wie den Aleviten zum Rand des Islam, in Distanz zu den offiziellen Moscheen und Koranschulen.

Abschied von Önay Sözer und Gabriella Baptist im Café Urban, ein gastfreundlicher Empfang wie bei den vorhergehenden Besuchen. Doch *aktuelle* intellektuelle Anregungen halten sich in Grenzen. Interessant wird es, wenn es mir gelingt, den westlichen, laizistischen Panzer bei meinem türkischen Gastgeber zu durchstoßen. Er stammt aus einer angesehenen Familie der Stadt, sein Urgroßvater wurde angeblich geköpft. Offenbar weiß er einiges mehr von seiner Tradition, als er zu erkennen gibt. Ohne ihn wäre diese Tagung nicht zustande gekommen.

Schwierig ist das kulturelle Schisma: einerseits die Gebärde eines *odi profanum vulgus* mit Distanz zum Alltag, andererseits die Europaorientierung im Stadium intellektueller Suche; dazwischen eine dünne Geschmacksschicht aus Künstlerischem und Kulinarischem. In der Kunstszene wird es anders aussehen, aber sie ist mir bislang nur in Museen begegnet. [Pamuk las ich erst nachträglich, Sözers türkische Schriften kann ich nicht lesen.] Der forcierte Laizismus, der nach 19. Jahrhundert schmeckt und auf die Macht des Klerikalismus reagiert, läßt eine Osmose mit der Alltagskultur kaum zu. So bleiben für den westlichen Besucher nur Spuren eines Exorzismus, die er auf eigene Faust entziffern muß, was nicht nur Geduld erfordert, sondern auch Zeit.

Bei der Abreise steht neben mir auf dem Flugplatz ein Mann, der sein Mittagsgeset verrichtet, auf dem Boden kniet, sich verneigt, den Boden küßt. Ich machte meinen westlich gesonnenen Kollegen darauf aufmerksam, daß da eine junge Frau mit Kopftuch und Zigarette im Café sitzt und ertete ein ausweichendes Lächeln. Hier bedürfte es ethnologischer Unterscheidungskünste anstelle rigoroser Trennungsstriche. Wenn die Gefahr eines fundamentalistischen Putsches droht, so läßt sie sich durch bloße Abgrenzung schwerlich verhindern. Die mangelnde Achtsamkeit auf das Fremde in der eigenen Nachbarschaft reizt mich zum Widerspruch. Als Herbstthema für Paris ist geplant „Entre-deux“, ja zwischen was? Vielleicht tun wir uns in manchem leichter, weil Modernisierung und Säkularisierung allmählich aus dem Eigenen hervorgegangen sind.

2. TUNESIEN

2.1. TUNIS Staatlich organisiertes Kolloquium

April 1998

22.4.98 — Auf dem Hinflug Donautal, Schwarzwald, schneebedeckt, Vierwaldstädter See und die italienische Mittelmeerküste, Landung unter Wolken in

Tunis. Empfangen werde ich durch einen diplomatischen, wenig unterhaltsamen Mitarbeiter des Kultusministeriums und durch Ilse Joana Heinle, die Leiterin des Goethe-Instituts. Untergebracht bin ich im Hotel El Hana mitten im europäischen Viertel, in der Avenue Habib Bourguiba.

Nachmittags betrete ich die Altstadt, die Medina. Ein Einheimischer spricht mich an und stellt sich vor: Hotelfachschule in Heidelberg, ein Jahr Oxford, Italienisch-Kenntnisse, zwei Söhne, täglich neun Stunden Arbeit in der Rezeption – ob alles stimmt? Die Altstadt nimmt sich aus wie ein Dschungel mit verschlungenen Gassen, Mauern über Mauern, als würden die Häuser Schleier tragen, ihr Inneres verbergen. Durch feine Steinarbeiten an den Hauswänden dringt Luft ein, alles ist abgeschirmt. In der Alten Moschee, mit Säulenhof und Kuppel, ist ein Betraum für Frauen geöffnet. Man sieht die üblichen Pflanzenkacheln, vier bunte Fensterchen hoch oben in der Wand wie Belichtungs- und Entlüftungsöffnungen, dazu Steinböden und viel leerer Raum. Eine große Aussparung, als würde man etwas von der Wüste in den Betraum einlassen.

- *Minarette*. Ich lerne, daß viereckige Minarette maghrebinisch sind, runde dagegen türkisch. In den Souks (=Bazare) endet heute ein volkstümliches Fest. Mein Begleiter führt mich in die zentrale Teppichmanufaktur mit acht Arbeiterinnen als Schaustellerinnen. Es gibt alles mögliche: Kelims in Kamelhaar und in allen Naturfarben von Kaktus bis Bayrisch Blau; alte Berberteppiche; sehr feste Stücke, angeblich von Nomaden als Matte und Bettrolle gebraucht; Teppiche gegen Rheuma; Doppelteppiche, paarweise neben die Betten zu legen. Es ist nahezu unmöglich, sich in diesem permanenten Schlußverkauf gegen einen Teppichkauf zu wehren. Auf dem Dach befindet sich eine Terrasse, wo der Pascha seine Feste feierte, mit Frauensteinsitz, 3 + 1, alles wohlgeordnet, auch das breite Bett, auf das man sich setzen und auf dem man sich etwas wünschen darf, ohne zu verraten, was. Hier oben herrscht die reine Männerwelt, die Frauen sind unten beim Teppichknüpfen. Dann die nächste Klippe: Parfüm-Souk. Mein Begleiter stellt mich seinem Bruder vor (dazu Frau Heinle: „Hier sind alle Brüder“), auf beiden Händen Duftflecken, nebeneinander Jasmin, Kaktus, Zitruspflanze und so fort. Ich bekomme Fläschchen unaufgefordert in die Hand gedrückt, duftender Orient: *luxe, calme et volupté*, obwohl man diesen Luxus längst auch in unseren Allerweltsläden kaufen kann.

Abends gehe ich zum Diner mit der Leiterin des Goethe-Instituts und zwei tunesischen Kollegen. Professor Turki lebt in Recklinghausen, der andere ist ein bekannter Islamforscher, der sich um ‚Modernität‘ im Islam bemüht und in Tübingen über islamische Sekten promovierte. Wir sprechen über Averroes und sein Jubiläumsjahr, über die einseitige Ausrichtung nach Frankreich. Der Ältere hat noch Foucault gehört bei seinem Tunis-Aufenthalt: „Il était un rêveur.“. Heute berichtet die Zeitung vom Tod Lyotards; die Nachrufe sind sehr auf Zeitgemäßes abgestellt. Er war jemand, der die Glocken läuten hörte und sie mit läutete,

gallischer Witz, leicht mephistophelisch. Ich hörte einen Vortrag von ihm sehr früh, als er noch trotzistisch, doch auch phänomenologisch orientiert war.

Das Speiselokal ist ein umgebautes Wohnhaus, der Innenhof mit einem Dach versehen; man sitzt unten im Hof oder oben in den Säulengängen, merkwürdige Raumproportionen. Ein älterer Herr mit grauem Schnurrbart spielt unermüdlich auf seiner Zitter (arabisch ‚Kanon‘), altbekannte Melodien fortlaufend wie Litaneien.

- *Namen*. Ich lerne, daß arabische Namen durchweg eine Bedeutung haben, zum Beispiel Mohammed = der Gesegnete (*ham*: Segen, Dank, siehe ‚Amen‘). Die Sprache ist relativ statisch, so daß das Altarabische für Einheimische ohne Mühe verständlich ist; dies liegt wohl auch an der stabilisierenden Wirkung der Koran-Lektüre. Was spricht man hier? Die Kollegen sprechen miteinander teils tunesisch-arabisch, teils französisch, so wenn die Gegenwartsphilosophie zur Sprache kommt. Der juristische Alltag spielt sich auf arabisch ab, doch juristische Vorlesungen finden in beiden Sprachen statt. Eine solch stetige Sprachüberlagerung ist mir nur in Afrika begegnet.
- *Zur Politik*: Präsident Ben Ali [† 2019 im saudi-arabischen Exil] blickt ziemlich nichtssagend von allen Haus- und Zimmerwänden, dazu die rotweiße Fahne. Wie läßt sich dieses allgegenwärtige Präsidentengesicht ertragen? Wahrscheinlich sieht man es nicht mehr, auch Abnutzungseffekte können heilsam sein. In einer Brosche finde ich einen Einleitungstext, der mit Leerformeln gespickt ist: „La trilogie de l’interaction ouverte, de la production créative et de la communication humaine solidaire etc.“ Bei soviel Solidarität versteht sich das Einparteiensystem von selbst. Diesen humanistischen Lack und diese Globalisierungsmühle finde ich ziemlich unausstehlich, so fürchte ich mich vor der morgigen Konferenz. Die Zeit um 1987, als die ‚reformistische Wende‘ einsetzte, heißt schlicht *changement politique* (wie unsere ‚Wende‘), und der *Pacte de Carthage pour la tolérance* wird zitiert wie das Toleranz-Edikt von Nantes. Der Hang zur Klischeebildung ist international verbreitet, nur sind manche darin besonders unbekümmert. Gleich nebenan in Algerien findet ein grausiges Gemetzel statt; dies gibt es hier wenigstens nicht, dann lieber etwas harmlos.

23.4.98, Donnerstag — Frauenpolitik: Frau Heinle, die im Namen des Goethe-Instituts alles bezahlt, darf nicht den Wein vorkosten, dies gilt als Männersache. Sie redet im übrigen den hiesigen Männern heftig in ihre Sachen hinein; sie weiß nicht alles besser, weiß es aber doch anders. Ich wüßte gern, was hiesige Kollegen oder ihr Chauffeur sich bei solchem Chef-Gehabe denken. Auch mir ist dies zuviel, darunter die Ungeduld von ‚Kulturmachern‘, die zumeist erst kurze Zeit am Ort sind – was allerdings auch Vorteile haben kann: man hält mehr für möglich.

Das Museum Bardo besitzt eine Riesenauswahl von Mosaiken aus der Römerzeit. Dazu gehört die Liebe zu Alltagsszenen wie Landen der Schiffe oder Fangen von Fischen, auch ein fischender Amor ist zu sehen. Eine Stele aus Maghrawa entfaltet mit Mondsicheln und Stifterfiguren eine prägnante Symbolik. Es gibt frühchristliche Terrakotta-Karrees, Mobiliar aus islamischer Zeit, andalusisch-maurische Elemente. Die Kostbarkeiten des Museums gehen zurück bis auf die Phönizier.

Mein Fahrer, ein gebürtiger Tunesier, erzählt, daß er gern am Friedhof vorbeifährt, um den Eltern ‚Grüß Gott‘ zu sagen in selbstverständlicher Familienzusammengehörigkeit. Ich frage nach dem allgegenwärtigen Präsidentenbild: in den Amtsstuben gilt es als Pflicht, in den Cafés und Läden dient es als eine Art Schutzschild gegen scharfe Kontrollen, eine sanfte Form der Anpassung.

Abends im Goethe-Institut kommt es zu einem angeregten Gespräch zu zehnt, ausgehend vom Motiv des Fremden. Erstaunlich gutes spontanes Philosophieren. Unter den Teilnehmern ist Professor Talbi, ein renommierter Islam-Historiker mit seiner deutschen Frau, ein weiterer temperamentvoller Historiker, alle philosophisch recht beschlagen. Sie versuchen den ‚Salon‘ des früheren deutschen Botschafters fortzuführen. Offenbar gibt es wenig Gesprächskreise im Lande, aus politischer Vorsicht und einem entsprechenden Mißtrauen. Es gibt politische Gefangene, in jüngster Zeit traf es zwei Oppositionspolitiker; die deutsche Botschaft wird bespitzelt, das Goethe-Institut ist mitbetroffen; darüber wacht, schön über den Wolken schwebend, der ‚Toleranz-Vertrag‘. Die Menschenrechte lehrt man in den Schulen. Im Fernsehen sieht man in einer permanenten Propagandaschau den Präsidenten mit Kind, Buch, Kugelschreiber, Sportlern...

24.4.98, Freitag — Die erste Hälfte der Tagung findet statt in der Villa des Baron d’Erlanger in SIDI BOU SAID, bekannt aus der Tunis-Reise von Klee und Macke. Unten der Golf von Tunis, Bougainvillea-Hecken, oben am Altan die Häuser in strahlendem Weiß mit blauen Fensterläden.

Das Kolloquium hat Züge einer Farce. Eröffnet wird es durch Hermessi, Professor für Soziologie und Kultusminister, ein Mann von der Partei sitzt mit am Tisch. Der offizielle Zauber verschwindet, als Professor Talbi, ein Libanese und ich selbst einsetzen. Unter den etwa zwölf Hörern sind fast keine Kollegen, sie wurden nicht eingeladen. Der Leiter der Sitzung, Direktor der Nationalbibliothek, stottert bei der Einführung an meinem Namen und meinem Titel herum, ist unfähig, die Diskussion zu steuern. Meine Frage, die dem Leitbegriff der *civilité* gilt, der Differenz zwischen Recht und Moral, der Bindekraft der Sitte, dem undeutlichen Schwanken zwischen Prämodernität und Modernität, verebbt. Eine recht sinnlose Angelegenheit; drei Vormittagsredner sind gar nicht erst da. Das eigentliche Kolloquium fand also gestern abend statt. Frau Heinle ist sehr aufgebracht. Ich wäre es auch, wenn Tunis weniger schön wäre. Man kann nicht einladen und dabei so wenig einsetzen.

Nachmittagsausflug mit Frau Heinle weit ins Land, leicht ansteigende Hügel, Getreide, Wein, Kaktus, Obstgärten, alles grün nach dem Regen. In UTIKA (OUDIA) befinden sich ein römisches Amphitheater und Reste einer Ansiedlung, ungeheure Steinquader. Der nahe Aquädukt führt von weit aus dem Lande bis ans Meer, er beweist eine ungeheure Haltekraft über Jahrhunderte hinweg.

Heute abend ist Gottesdienst in den Moscheen. Lautsprecher tönen von den Minaretten. Wichtig sind die Waschriten. In einfachen Moscheen gibt es bloße Fußbecken, Ritual und Hygiene berühren sich. Unterwegs begegnet mir ein Hauch von Paris: schattige Alleen, Kolonnaden, Zeitungskioske – die Großen Boulevards rücken nahe. Die Stadt wirkt sehr französisch, Eleganz bei den Frauen, viel Schwarz bei den Männern. Frau Heinle beklagt die einseitige Ausrichtung auf Frankreich. Man liest *Sein und Zeit* oder die *Blechtrummel*, aber nahezu ausschließlich auf französisch. So besteht Gefahr, daß die intellektuelle Kultur subaltern bleibt. Auf's Ganze gesehen kommt wohl das ‚Durcharbeiten‘ der eigenen Kultur zu kurz.

Die zweite Hälfte der Tagung liegt in der Hand eines zum Senator aufgerückten Ethnologen aus Rom und seiner Kollegin, die beide kaum Französisch können, dazu die Suada eines wortgewandten Politologen, eines gebürtigen Tunesiers, der in Paris lehrt, und seine franko-tunesische Kollegin, die offensichtlich das Stichwort ausgegeben haben. Die *civilité* soll angeblich schon bei Hume vorkommen. Doch die dem *Grand Robert* entnommene Definition: *convivences, formes de conduite* etc. führt kaum über die bekannten Bedeutung von *mœurs* oder *Sitte* hinaus. Das Wort vor dem Gedanken, das ginge, aber ein Wort ohne Gedanken? Die Zeit für die Diskussion ist so knapp bemessen, daß es nur für Statements reicht. Die Tagung ist auf frustrierende Weise überflüssig. Im lokalen Zeitungsbericht wird nur der Einleitungsvortrag des Ministers erwähnt.

Geschmackvolles Mittagessen in der Medina unter Teilnahme des Ministers und eines spanischen UNESCO-Vertreterers. Man spricht darüber, was alles so schön sei in Tunis, im Gegensatz zu Algerien, Marokko oder Ägypten. Es steht außer Frage, daß dieses Land eine große Erbschaft verwaltet. Aber Fragen stellen bedeutet etwas anderes als bloße Kulturpflege betreiben.

Eindrucksvoll bleibt das Palais, in dem wir tagen. Baron d'Erlanger, der es im traditionellen Stil bauen ließ, war Sohn eines bayrischen Juden, der nach Tunis emigrierte. Er hatte eine italienische Frau, war Maler und hinterließ eine bedeutende Instrumentensammlung. Das arabische Haus zeigt seine Eigenart. Alles ist nach innen verlagert, indirektes Licht, Wasser, das Kühle spendet, befindet sich ebenfalls im Haus. Ein Interieur en gros.

Nachmittags besuche ich mit den italienischen Gästen KARTHAGO, die Ruinenstadt auf einem Plateau oberhalb der Meeresküste. Im Museum finden sich viele Schätze, die die Stadtgeschichte archäologisch dokumentieren: punisch-römische (nachklingend das berühmt-berüchtigte, zerstörerische *ceterum censeo Carthaginem esse delendam*) – christlich-byzantinische – islamische Phase. Es gibt

Grabstatuen mit etruskischen, phönizischen, ägyptischen und griechischen Elementen. Die Geschichte ist auf engstem Raum in Schichten greifbar. Andererseits fehlt es an Orten, wo intensiv philosophiert wird. Ich war der einzige Deutsche und der einzige Philosoph in der Gesprächsrunde. Höchst unbefriedigend, wenn nicht die Stadt da wäre in ihrer Lebendigkeit.

2.2. TUNIS, KAIROUAN: Vorträge an Universitäten und am Goethe-Institut

Februar/März 2003

Nach fünf Jahren bin ich erneut in Tunis, am Flughafen treffe ich wieder auf den freundlichen Fahrer vom Goethe-Institut. Diesmal wohne ich in einem kleinen Hotel mit Blick über die Dächer, Palmen in den Straßen.

26.2.03 — Morgens gebe ich im Goethe-Institut ein Interview für *La Presse* über Frauenrecht und Gewalt. Der Interviewer ist ein viel beschäftigter Leibniz-Forscher. Nachmittags folgt eine Vorlesung in der „Faculté des Sciences Humaines et Sociales“, wo einst Foucault las. Der Saal ist gefüllt, mehr Kollegen als Studenten. Ich spreche eine Stunde lang über „Scènes originaires de l'étranger“ und knüpfe mit dem Titel an Freuds Begriff der ‚Urszene‘ an. Eingeführt werde ich durch Professor Trinki, der in der französischen Philosophie bewandert ist, sowohl Foucault wie Ricœur gehört hat, und durch Professor Turki, der mühelos deutsch liest und spricht, ein Wanderleben hinter sich hat mit Promotion in München, Tätigkeit in Mauretanien und Istanbul, mit seiner deutschen Frau in Recklinghausen ansässig und nun also hier ist. Die Diskussion läuft zögernd an, die präzisesten Bemerkungen kommen von einem Anhänger von Rawls und Habermas. Wir treffen uns anschließend in dem gleichen vornehmen Lokal am Rande der Medina wie vor fünf Jahren. Zum Empfang wird Orangenblütenparfum auf die Hände gesprüht. Das Gespräch kommt auf Foucault in Tunis. Seitens der Cartesianer regt sich nachhaltiger Widerstand dagegen, einen Saal nach dem französischen Philosophen zu benennen. Die übliche Nadelstichpolitik; in München verweigerte die Mehrheit unter Anführung analytischer Philosophen Habermas eine Honorarprofessur.

27.2.03 — Vormittags bringt der deutschsprachige Rundfunk eine Sendung für Tunesier. Ein sympathischer junger Mann beginnt mit Bemerkungen zu elektronisch bearbeitetem Jazz, zu Karneval und Büttenrede und stellt dann temperamentvoll Fragen zum Fremden, frei von akademischen Scheuklappen, die bekanntlich das Gehör schädigen. Anschließend überarbeite ich mit einer Mitarbeiterin des Goethe-Institut den gestrigen Interview-Text, so daß er am Sonntag in der *Presse* erscheinen kann. Nachmittags treffe ich mich mit einem Kreis von Doktoranden zur freien Aussprache über das Thema „Réponse à l'autre“. Man fragt hartnäckig, ob ich mit ‚Fremdheit‘ *étrangeté* oder *étrangèreté* meine.

Ich erkläre die Vielfalt von Dimensionen, die das ‚Fremde‘ aufweist. Die Qualität des Befremdlichen, Beunruhigenden, Unheimlichen, in dem das Fremde seinen pathischen Charakter kundtut, mag man französisch als *étrangèreté* bezeichnen; sie verleiht dem alltäglich Fremden den Charakter eines radikal Fremden, das uns widerfährt, bevor wir es begreifen und bewerten. Weiter werde ich gefragt, wie ich es mit dem Kosmopolitismus von Habermas halte. Ich äußere meine Bedenken gegenüber einem rein inklusiven Wir. Ich mag stellvertretend für uns alle sprechen, doch dies besagt nicht, daß ich bloß eine(r) unter anderen bin.

Den Abend verbringe ich in der Medina. In der Hauptmoschee beginnt der Abendgottesdienst vor dem Freitag. Männer und Frauen sitzen gesondert auf dem Boden, der Saal ist gefüllt. In einer anderen Moschee werde ich mit der Frage empfangen: *Vous-êtes musulman?* und werde nach Verneinung der Frage freundlich auf den Hof geschickt. Zaungäste sind nicht willkommen, was gewiß besser ist als ein Handel mit religiöser Ware. Die Läden sind geschlossen. Männer sitzen unter sich in den Schankstuben, Wasserpfeife rauchend oder an einem kleinen Teeglas nippend.

28.2.03 — Ich fahre mit zwei jüngeren Kollegen in das 150 km entfernte KAIROUAN. In einer Moschee zeigen sich Kachelwände und Steingitter von andalusischer Kunstfertigkeit. Der Innenhof bietet Kammern für Koranschüler und Gäste; wie im Privaten verlagert sich auch hier alles Leben nach innen. In der Medina verschiedene Souks in Weiß und Tunis-Blau, in den Straßen viele Radfahrer, Männer im Burnus und Frauen bis zu den Knien verhüllt. Bei Klee und Macke ist dies alles unglaublich illuminiert, angeregt durch das ständige Spiel von Licht und Schatten.

An der *Faculté des Lettres* werde ich eingeführt durch einen Professor, der ein langsames, aber wohlgeordnetes Deutsch spricht und mit Nietzsche lebt. Mein Vortrag handelt über „Rationalité et violence“. Der Saal füllt sich, als nach einer halben Stunde Studenten aus einem gerade beendigten Kurs eintreffen – eine sorglose Nichtplanung. In der Diskussion meldet sich am Ende ein Professor der arabischen Philosophie und Literatur zu Wort, indem er unvermittelt einen arabischen Geschichtsdenkler des 14. Jh’s anführt; es bricht ein Chaos aus, in dem jede Rationalität versinkt.

Zum Mittagessen gibt es eine delikate Gemüsesuppe mit Petersilie und Lammfleisch, auch die Küche hat etwas Rituelles. Das Gespräch wendet sich dem drohenden Irakkrieg zu. Wo immer ich davon höre, stoße ich auf eine heftige Ablehnung der amerikanischen Ölpolitik, nur diese liegt auf dem Tisch. Auf meine Vorhaltung, daß die arabischen Länder trotz allem gut daran täten, sich selber von einem Diktator wie Hussein abzusetzen, bekomme ich zu hören, alle arabischen Länder hätten Diktatoren, wenngleich verschiedener Stufe. Demokratisierung müsse von innen kommen. Die systematische Mißachtung

des nationalen Selbstgefühls hat in der Tat explosive Folgen, sobald der Krieg ausbricht. Man registriert genau, wie Gerhard Schröder in Europa zuerst als entschiedener Kriegsgegner auftrat. Im den Medien hat inzwischen Chirac den ersten Rang eingenommen.

Was die Lage der Studenten angeht, so breitet sich ein gewisser Fatalismus aus. Man schielt nach dem Diplom. Der Versuch, deutschsprachige Philosophie zu lehren, scheitert daran, daß deutsche Bücher fehlen. Hinzukommen die üblichen südlichen Ausflüchte: Niemand will hier arbeiten. Ob dies so stimmt? Es fällt mir schwer, diese Klagelieder anzuhören. Jüngere erweisen sich als unternehmend. Da schreibt einer über Nietzsche, der andere über Merleau-Ponty, allerdings beide ohne Deutschkenntnisse. Ich verspreche, mit deutschen Stellen und Kollegen zu sprechen, weiß aber nicht, wie weit dies fruchten wird.

Wir sind zu Besuch bei den Schwiegereltern eines meiner Mitfahrer, die gerade von einer Mekka-Pilgerreise zurückgekehrt sind. So erfahre ich eine Menge tunesischer Details.

- Das *Ritual*, etwa in Form von Fastenzeiten, sei hier die Basis des Islam, im Iran sei es das Beten. Kinder müssen in den Koranschulen im Zuge einer *éducation religieuse* viele Suren auswendig lernen, manche beherrschen den ganzen Koran. Dies spricht für eine weitgehende Lese- und Vorlesekultur. Aber auch der *Mond* spielt in der islamischen Kultur eine besondere Rolle. Er ist weiblich wie Luna und Selene, aber mit männlichen Abwandlungen. Das Erkennen und Unterscheiden von *croissant* und *décroissant* erklärt man mit feinen optischen Unterschieden von Meeresspiegelungen. Der religiöse *Kalender* ist nicht stabil, weil er vom Stand des Mondes abhängt. Daneben gibt es den zivilen Kalender, der von Bourguiba eingeführt wurde. Ersterer ist auf dem Lande weiterhin in Kraft, der 1. März gilt hier als Frühlingsanfang. Bourguiba hat auch in die Bewertung der Wochentage eingegriffen, indem er an Stelle des herkömmlichen Freitags den Sonntag zum arbeitsfreien Tag erklärte
- Was *Namen* angeht, stammen viele aus Bosnien oder aus der Türkei, kulturhistorische Schichten überlagern sich. Die Überwindung des Fremden geschieht mehr durch Integration als durch Eroberung. Dies begann mit den Phöniziern, die sich mit den Berbern vermischten, was zur Entstehung eines eigenen Volkes der Punier führte. Hinzukommt der Rückstrom maurischer Andalusier nach der Reconquista.
- Traditionelle *Gastfreundschaft* besagt, daß man drei Tage Gast des Hauses ist, dem alles zur Verfügung steht, doch danach heißt es, sich integrieren oder gehen, anders als bei Simmels Fremdem, der „heute kommt und morgen bleibt“.
- Die tunesische Kultur verfügt über eine fruchtbare Vielfalt, doch was die *Wirtschaft* betrifft, fühlt man sich offenbar an den Rand gedrängt. Die Eigenpro-

duktion von Oliven leidet unter der starken europäischen Konkurrenz. Dabei ist das Öl nicht wegzudenken; es bildet ein Grundelement für die Nahrung, für die Heilung von Gebrechen, dient der Körperpflege und wird morgens in kleinen Dosen getrunken. Auch manch anderes liegt im Argen. Arbeitslose sind ohne Unterstützung. Kulturell steht das Land im Schatten der einstigen Kolonialmacht Frankreich. Seit dem 11. September geht der Tourismus zurück; ein weiterer Rückgang steht zu befürchten, sollte der Irakkrieg ausbrechen. Im übrigen scheint Tunis ein friedfertiges Land. „Wir sind keine Pazifisten, aber wir sind für den Frieden“, bemerkt ein älterer Herr. Bei allem Fatalismus, der hier und dort durchbricht, verzeichnet das Land einen deutlichen Bevölkerungswachstum. Doch wo steht das Land innerhalb der ‚arabischen Welt‘, der man etwa 400 Millionen Menschen zurechnet?

1.3.03 — Nachmittags im Goethe-Institut halte ich meinen letzten Vortrag über „Totalité, normalité, altérité“ mit Gedanken zur Wende von 1989. In der Diskussion ist wie so oft Präsident Bush Zielscheibe der Kritik. Ein voller Saal, unter den Teilnehmern ein früherer Minister aus der Ära Bourguiba. Die meisten waren schon in Deutschland und pflegen Kontakte dorthin.

Mit Professor Trinko und seiner Frau gehe ich danach zu einer Vernissage, in der verschiedene Künstler voll Phantasie und Witz ihre Keramikmalerei vorstellen. Abends trifft sich im Haus von Herr und Frau Turki eine angeregte und lachfreudige Runde. Ich höre Geschichten vom Kampf gegen die Zensur. Man spielt Theaterstücke ganz ohne Worte, um der Zensur ein Schnippchen zu schlagen. Es wird eine Gegenverwaltung mit Gegendekanen ins Leben gerufen, um die staatliche Ernennung von Dekanen zu konterkarieren. Geschichten wie die von der listigen Landnahme Didos werden mit Vergnügen wiedererzählt. Unter den Gästen ist ein Germanist, der Thomas Bernhard übersetzt hat und viel Sprachverständnis verrät. Was die aktuelle Politik betrifft, so wartet man fatalistisch auf den amerikanischen Schlag. Die Beurteilung der Lage stützt sich auf ein genaues Gedächtnis, das mancherlei verzeichnet. Die USA entwickelten Nachkriegsstrategien gegen einen ‚Panarabismus‘; sie stützten Saddam Hussein als Bollwerk gegen den Iran und unterstützten dessen Angriffskrieg; die amerikanische Botschaft gab dem Irak grünes Licht für einen Angriff auf Kuwait mit provoziertem Kriegsvorwand. Und nun diese moral-demokratische Augenwischerei! Ein Tunesier auf der Straße, den ich auf den zu erwartenden Krieg anspreche, antwortet lapidar: „*Ça coute cher pour les Américains*, Das wird die Amerikaner einiges kosten“. Man wendet sich einhellig gegen politische Bevormundung: Wir wollen die Demokratisierung, aber keine aufgezwungene. Den verantwortlichen Amerikanern scheint jedes Gefühl dafür abzugehen, daß man Völker oder Staaten in ihrem Stolz verletzen kann. Wenn dies bei Tunesiern so ist, die sich so sehr dem Westen verbunden fühlen, wie mag es dann erst anderswo bestellt sein? Viele Tunesier sind in Kuwait tätig, teils auf Abruf.

2.3.03 — Ein sonntäglicher Gang durch die Medina führt mich in den nördlichen Teil, wo sich mehr Wohngassen befinden. Dort steht auch das Kulturzentrum „Club Cultural Taban Haddad“, wo Foucault seine Vorträge zur Malerei hielt. Zwischen Medina und Stadtmauer wimmelt es von Düften, Musikklingen und Karren, die sich einen Weg bahnen. Die große Lust am Handel deutet darauf hin, daß die hiesige Kultur stärker durch Handel als durch Krieg geprägt ist.

Blickpunkte. Weiß-Blau: Weiß gegen die Hitze, Blau gegen die Moskitos. An den Häusern baumeln Handtürklopper. Häuser, die quer über die Gassen gebaut sind, überwölben die engen Gassen und erzeugen eine dichte Verschachtlung. Ich kämpfe an gegen Teppichangebote: Ein Hotelangestellter bietet sich als Führer an und hält anschließend kräftig die Hand auf: fünf Kinder, darunter zwei an der Universität. Mein Hotel gehört angeblich einem Cousin des Präsidenten, doch längst wurde ich gewarnt vor Verwandtschaftsgeschichten. Die Medina ist von beachtlicher Ausdehnung: ca. drei Kilometer breit und lang. In den Souks ist alles zu kaufen, Hämmern schallt aus den vielen Handwerkergewölben, doch weit und breit kein Weinhandel. Dennoch serviert man bei der Abendeinladung einen vorzüglichen Magon, nach einem phönizischen Ökonomen benannt.

Nachmittags fahren wir in die Küstengegend zum Hafen La Goulette. Diese Jahrhunderte alte Einzugs- und Einbruchsstelle wurde durch eine spanische Befestigungsanlage abgesichert. Im nahen KARTHAGO finden sich Spuren des punischen Hafens und römischer Anlagen. In SID BOU SAÏD (von Sidi = Herr/Heiliger, Bou = Vater) finden sich strahlend weiße Häuser mit blauen Türen und Fenstern, auf der Hauptstraße das übliche Andenkenwesen. Auch das berühmte Café, in dem Klee und Macke verkehrten, liegt in diesem Bezirk. Von einigen Gassen geht der Blick hinaus auf die Bucht von Tunis, am Horizont die langgestreckte Küste und schließlich das offene Mittelmeer. Unter einer Hausnummer 2 hat Foucault gewohnt. Hinter dem Botschaftsviertel fangen die Hotelstädte an mit kubischen Klötzen, dem Landesstil angepaßt, künstliche Sommerklaven.

Abends führe ich mit einem Journalisten ein Gespräch über Politik und Kultur der Gegenwart, quer durch die deutsch-französische Denklandschaft. Nach kurzem Aufenthalt in diesem Land ziehe ich ein vorsichtiges Fazit. Was ich entdeckt habe, ist eine französisch geprägte Philosophie, aber die Türen stehen offener als in Paris, es gibt weniger Starallüren. Die große Vergangenheit nährt einen berechtigten Stolz. Selbst der Name ‚Afrika‘ stammt angeblich von hier. Die Gegenwart ist auf der Suche nach eigenen Worten und Farben, auch in der Kunst. Im Fernsehen wird mit Erleichterung aufgenommen, daß die Türkei den Aufmarsch amerikanischer Truppen auf ihrem Boden verweigert. Dennoch gibt es kaum jemanden, der nicht an den Krieg glaubt. Die Politik im eigenen Land ruft vielfältiges Gelächter hervor, das nicht tötet, aber verhindert, daß falsche oder hohle Figuren und Autoren sich den Glanz erschleichen. Man wartet, vielleicht auf jemanden, der es anders macht als der derzeitige Präsident, der als ehemaliger

General Bourguiba ablöste. Dessen Reiterdenkmal steht jetzt nicht mehr auf der großen Avenue; dort wurde es ersetzt durch einen monströsen Uhrenturm, aber es steht weiterhin in der Auffahrtsstraße zum Hafen. Verschieben von Dominosteinen als sanfte Form politischer Änderung: *déplacement* statt *démolition*.

3. GEORGIEN: Gastvorlesungen in TBILISSI

Erster Besuch: Vorlesungen zur Phänomenologie des Fremden

September/Oktober 2002

30.9.02 — Bei der Zwischenlandung in Wien finde ich im Johann Strauß-Café-Bistro Noten unter der gläsernen Tischplatte, die Ränder verbrannt, was für ein Brand? Nebenan sitzt ein slawisch sprechendes Paar, die Frau raucht eine dünne Zigarette. Auf der Bank liegt eine serbische Zeitung mit einem Photo von Milošević. Der Osten Europas meldet sich an. Auf den Bänken machen Familien Picknick, schwarzgekleidete Frauen, die aussehen, als wohnten sie am Rande der Welt. An den Schaltern: Skopje / Tbilissi: „Keine Aufrufe. No Calls.“ Vor der Tyrolia Arline stehen leicht verwegen aussehende Bärtige mit Musikinstrumenten. Neben mir ein Professor der Botanik, der aus Alpbach kommt und von seinem 300jährigen Botanischen Garten erzählt.

1.10.02 — Ich erreiche das Ziel früh morgens um 5. Unter einem plötzlichen Regenguss fahre ich mit meinem Gastgeber Mamuka Beriaschwili durch die dämmernde Stadt, über Schlaglöcher hinweg und durch Wasserlachen. Ich wohne zunächst bei Giga Zedania in einem älteren Haus mit Baustellen und Stromausfall bei dem starken Regen. Über ein unansehnliches Treppenhaus gelange ich in den obersten Stock, doch dort wartet eine behagliche Bürgerwohnung mit holzverkleideten Wänden und Ausblicken auf die Waldhügel rings um die Stadt. Gegen mittag wird üppig gefrühstückt mit Müsli (мюсли) aus Rußland, einer Käsepizza, rotem Kaviar (der als zuverlässiger gilt als der schwarze), Rauchkäse mit leicht angesäuertem Geschmack und Lipton-Tee.

Nachmittags erkunde ich die älteren Teile der Stadt. In der orthodoxen Sioni-Kathedrale findet eine ‚Wiedertrauung‘ statt. Sonst waltet die übliche Intimität orthodoxer Kirchen mit Frauen, die Heiligenbilder küssen, Kerzengeflacker, geschwärzten Fresken. Alles hat etwas von einer Ali-Baba-Höhle: atmosphärische Frömmigkeit, Dunstschleier des Heiligen, dazu Rituale, präzise gefügt wie Arbeitsgänge, aber leidenschaftlich ausgeführt wie Liebesakte. Nicht weit von hier erinnert ein Schwefelbad mit kleinen Badekuppeln an die türkische Vergangenheit. Der Fluß strömt an einem Steinwandufer vorbei. Auf einem Felsen steht eine der ältesten Kirchen im typisch georgischen Stil. Vor der Kirche, hoch in den Lüften in die Weite reitend, der Begründer von Tbilissi.

Abends ein Bankett bei einem Schwesternpaar mit vielen Gängen, darunter Paprika mit Nüssen, Fisch aus dem Schwarzen Meer und georgischem Rotwein, herber für die Männer, süßer für die Frauen. Eine große Kunst der Geselligkeit zeichnet sich alsbald ab.

2.10.02 — Unser erster Besuch gilt der Soros-Stiftung, die durch Stipendien und Bücherspenden die hiesige Forschung fördert. Dann machen wir unsere Aufwartung beim Rektor der Tschvatschavadze Universität für Sprache und Kultur, die mich zu einer Teildozentur eingeladen hat. Dies ist eine kleinere Staatsuniversität mit großer Dynamik, Studenten werden nur bei nachgewiesenen Fremdsprachkenntnissen aufgenommen. Ich halte hier meine erste Vorlesung zum Problem des Fremden. Es folgt eine angeregte Diskussion über Pathos, Ironie, Raum, eigenes und fremdes Selbst. Es geht direkt zur Sache, ohne lange Haltsuche in Autorennamen. Giga, bei dem ich wohne, ist ein sehr beschlagener Bochumer Doktorand, übersetzt simultan mit Talent und Temperament. Soeben ist als Zeichen des Aufbruchs die erste Nummer eines Jahrbuches erschienen. Wir führen Gespräche auf deutsch, französisch und englisch. Das Georgische mit seinen 33 Zeichen, die mit ihren vielen Rundungen etwas arabisch anmutet, ist in unerreichbarer Ferne. Dafür stoße ich auf meine russische Anthologie aus Minsk und auf Bezüge zu den Rändern der alten Sowjetunion.

Der Prorektor der Universität ist Anthroposoph und versucht, Vakuen zu füllen, aber auch ältere Traditionen der deutschen Philosophie aufzunehmen, darunter die Phänomenologie. Sie ist hier vertreten durch Namen wie Giwi Margwelawschwili, der bis ins hohe Alter in Berlin lebte, und Merab Mamardaschwili, der in jungen Jahren nach Rußland ging, aber später auch auf Georgisch publizierte; er sollte unbedingt übersetzt werden.

3.10.02 — Mittags folgt meine zweite Vorlesung zu verschiedenen Dimensionen des Fremden. Anwesend ist ein schwarzbärtiger Schriftsteller, Anglist und Komparatist, der lange in Berkeley war, die neuere französischen Literaturtheorien kennt und sich mit russischer Literatur befaßt, unter anderem mit dem Einfluß von E. T. A. Hoffmann. Motive wie die des Doppelgängers und des Unheimlichen, auf die ich mich von Freud her beziehe, fallen auf fruchtbaren Boden.

Ich entdecke große öffentliche Zentren der Stadt wie Theater, Parlament, Staatsbibliothek und stoße auf viele Denkmäler im historisch-heroischen Stil des 19. Jh.'s. Dieser führt dazu, daß das Monumentale sich ins Monumentalische steigert, daß geschichtliche Figuren und Ereignisse gleichsam mit Ausrufungszeichen versehen werden. Dazu gehört aber auch das Leiden unter der Geschichte. Am Anfang des 19. Jh.'s wurden Interieurs der Kirchen mit Bedacht von den Russen zerstört. Gleichzeitig wurde Georgien Teil des Großreichs, abgesehen von den drei Jahren der Selbständigkeit nach der Oktoberrevolution. Erst 1991 wurde ein Präsident gewählt, 1992 wurde er bereits wieder entmachtet. Über den Nachfolger hört man wenig Gutes. In den älteren Vierteln der Stadt ist vieles im Auf-

bau, doch angeblich versickern Hilfgelder, so etwa amerikanische Geldmittel zur Erneuerung des Stromnetzes, man repariert lieber.

Abends gibt die deutsche Botschaft einen Empfang anlässlich des deutschen Nationalfeiertags. Die freundlichen Reden vom deutschen Botschafter und vom georgischen Außenminister lassen Einfälle vermissen. Anwesend sind dekorierte Offiziere, auch ein ehemaliger Bischof, lutheranisch, aus Graubünden stammend, erkennbar an seinen lila Streifen, eine mächtige Figur, daneben seine Frau wie ein schmaler Strich. Sie haben die Leitung der georgisch-lutherischen Gemeinde übernommen. Von den einstmals 40.000 Deutschstämmigen sollen nur etwa 5.000 übriggeblieben sein. In der Stadt gibt es eine Synagoge aus dem 19. Jh., angeblich drangen die russischen Pogrome nicht bis hierhin vor. Es heißt, Religion sei nun in Mode. Doch dies heißt sicher auch, daß Menschen die Kirchen bevölkern, ohne viel von der Bibel zu wissen.

Vieles scheint in Bewegung, man weiß nur nicht recht, wohin. Über die amerikanische Politik mit ihrem Interesse für eine Pipeline, die durch Georgien in die Türkei führen soll, hört man wenig Begeistertes, und die Kriegspläne für den Irak stoßen auf Ablehnung. Im eigenen Land sieht man viele bettelnde Frauen und Kinder. Es soll Renten geben von 15 Lari (= ca. 15 DM) bei einer Höchstreute von 35 Lari. Daneben entstehen Prunkhotels, errichtet von westlichen Investoren. Dies entspricht dem üblichen wilden Kapitalismus.

4.10.02 — Allmorgendlich werde ich geweckt durch ein Hundekonzert. Durch den Regen hat es sich abgekühlt, Wolken stehen über den Waldhügeln. Ich besuche das Nationalmuseum. Die mittelalterliche Abteilung präsentiert gold- und silberverzierte Ikonen aus der goldenen Zeit Georgiens. Das Kostbarste ist ein silbern ausgeschlagener Flügelaltar, der den Eindruck erweckt, Byzanz sei an den Kaukasus ausgewandert.

5.10.02 — Ein erster Ausflug führt in das nordwestliche Hinterland. Lang hingestreckte, buschige, steinige Hügelketten ziehen sich um ein großes Flußtal, und am Horizont ragt der Kaukasus mit seinen Schneegipfeln hervor. Im Land verstreut stehen georgische Kirchen, mit einer Nähe zu Byzanz, aber in einem eigentümlich georgischen Stil. Ihre Wände bestehen vielfach aus Bruchstein, umgeben sind sie von von Mauern, auch diese unverputzt. Auf diese Weise wahren die Bauten eine Nähe zu dem Felsboden, dem sie zu entwachsen scheinen. Um sie herum bildet sich eine Aura von Leere, kein Anflug von Urbanisierung und keine Einbeziehung in den Wohnbereich. Man betritt einen sakralen Bezirk, nicht bloß einen sakralen Raum. Auf einem der Hügel, hoch über dem Flußtal, steht die Kreuzeskirche, ein Zentralbau aus dem 6. Jh. Die Mitte des Kirchenschiffs bildet ein Steinaltar, vielleicht eine heidnische Opferstätte, nun mit einem Kreuz darauf, ringsum einfache Flachreliefs, immer geflügelte Engel und Weintrauben als Insignien der heiligen Nino. Ihre Haaren werden durch Weinreben zusammengehalten, daraus entstand laut Legende das georgische Kreuz.

Unten in der ehemaligen Hauptstadt MTSKHETA, die auch eine versunkene, von Pompeius errichtete römische Flußbrücke aufweist, steht die Kathedrale, ein Cross-Dome, basierend auf der früheren Basilika-Struktur. Sie stammt aus dem 11. Jh., hat nur einen Rundturm, der über den Kirchenbau hinausragt, und nähert sich der mitteleuropäischen Romanik. Ein gut erhaltenes Wandfresko stellt die Erschaffung der Welt dar mit Schiffen auf dem Wasser und einer Art Weisheitssphinx. Das Seitenschiff umfaßt eine alte Grabkapelle mit feinsten Steinarbeiten, am Boden die Grabplatten der georgischen Könige, von denen der letzte zu Beginn des 19. Jh.'s starb. Danach begann die russische Herrschaft. Manches ähnelt dem Verhalten der Russen in Warschau, die jenseits der Weichsel anhielten, um die Zerstörungsarbeit der Deutschen abzuwarten; so ließen sie hier die Türken ihre Vernichtungsarbeit verrichten, bevor sie zur Eroberung schritten, die auch vor einem eigenen Bildersturm nicht zurückschreckte. Was die Ikonologie angeht, so läßt die orthodoxe Kirche bildliche und reliefartige Darstellungen Gottes zu, jedoch keine Vollplastik, die den Tastsinn anspricht. In Armenien, das monophysitisch geprägt ist und Gott nur in der einen Gestalt Gottes kennt, verbot sich jede Darstellung. So oder so nähert sich die kirchliche Kunst der Ferne Gottes im Judentum.

In der Nähe befindet sich das kleine Dorf URBNISI, inmitten von Weinbergen gelegen. Die Kirche stammt aus dem 6. Jh; die flache Rückwand ist besonders reich ausgestaltet: Fenster mit Steingittern, Steinblumenmuster, die in Lisenen übergehen. Schließlich stoßen wir in ATENI in einem Felsental auf eine Kirche aus gelbem Sandstein mit kostbarsten Fresken aus dem 11. Jh., darinnen ein mächtiger Verkündigungsengel und in der Geburtsszene die drei Könige mit phrygischen Hüten. Es findet gerade eine Hochzeit statt, zuvor werden die Gemeindeglieder zur Vesper gesegnet. Der Pope in blauem Glitzergewand betet seine alten Texte herunter in einem kaum verständlichen Singsang. Alles ist höchst ritualisiert und nähert sich dem Ablauf von Gebetsmühlen. Die Gläubigen tun das Ihrige mit Bekreuzigung, Kerzenanzündung und Küssen der Heiligenbilder, eine betont *haptische* Religiosität.

Abends sind wir eingeladen vom Bürgermeister von GORI, der zuvor Professor der Anglistik war und Autoren wie Emerson oder Virginia Woolf übersetzt hat. Das Denkmal Stalins, des berühmten Bürgers dieser Stadt, würde er gern loswerden. Es steht großmächtig vor dem Rathaus, dazu ein zentrales Museum, von seinem Landsmann Berija eingerichtet, und das rekonstruierte Geburtshaus. Stalin findet unter den einfachen Menschen auf dem Lande offenbar immer noch Verehrer, nach dem Motto: Ruhm kennt wie die Not kein Gebot. Die Einschätzung der Lage ist bekannt: wirtschaftlich geht es den Vielen schlechter als vorher, und die Todesfurie, mitsamt der Ausrottung der georgischen Intelligenz, ging über ihre Häupter hinweg.

6.10.02 — Es ist Sonntag, von der nahen Kirche kommen Weckrufe per Lautsprecher. Wir fahren nochmals in das Umland von Tbilissi, westwärts nach KARTLI. Es geht durch große Täler und über schroff ansteigende Hügel. Der bunte Mischwald mit Hagebutten, Thymian, Silberdisteln und der helle Sandstein erinnern an die Schwäbische Alb. Viele Obstgärten und Weinberge sind aufgelassen. Die einstmals 500 Weinsorten sind auf 150 zusammengeschumpft. Bauern, die nach dem Verlust des russischen Marktes kaum noch etwas verdienen, holzen ab, um Brennholz zu gewinnen. Nach dem Zwang nun die Kopflosigkeit bei Mißachtung der Zukunft.

Auf einem Hügel steht ein Zoroaster-Tempel; er wurde in den 70er Jahren von Franzosen ausgegraben und ist einer der besterhaltenen Tempel dieser Art. Geschichtete Steinwände, Mörtel und angebrannte Holzbalken, die Anlage wie gewohnt gen Osten. Über Hügel hinweg gelangen wir zu einem alten Kloster, das eingezwängt ist in ein enges Bachtal. Die Mönche wurden in den 20er Jahren allesamt erschossen. Von den Hügelspitzen ragen kleine Kirchen empor wie Edelsteine.

Abends kommen wir in ein Dorf mit dem Haus von Mamukas Großvater. Archäologischer Reichtum! Seine Frau hat in der Nähe viele Krüge aus der Bronzezeit ausgegraben, das Museum übernimmt sie nicht, angeblich aus Geldmangel. So stehen sie in den Regalen einer Hinterstube und warten auf einen jüngsten Tag der Kunst. Im Boden befinden sich große eingemauerte Weinkammern. Zum Abendessen am offenen Feuer gibt es Fleisch auf Spießen, die Bauern ringsum helfen mit. Mamuka und seine Frau Sissi, die einige Jahre hier lebten, haben ein herzliches Verhältnis zu den Dorfnachbarn. Zu Gast ist auch der Bauernpriester dieses Dorfes, der einzige in der ganzen Gegend. Das Abendessen mit Tomaten des Landes, Schweine- und Ziegenfleisch wird auf der Veranda unter Weinlaub serviert. Dies hat etwas Bukolisches, trotz der schwarzen Schatten zerfallender Häuser von Ausgewanderten und der Resignation bei den Gebliebenen, die nur mühsam dahinleben. Heimfahrt durch die Nacht unter einem Sternenhimmel von seltener Klarheit.

7.10.02 — Theo Kobusch aus Bochum wird zum Mitglied der Akademie ernannt. Wir sitzen zusammen an einem herkömmlichen T-Tisch. Guram Tevzadze, Nestor der georgischen Philosophiegeschichte und Vizerektor der Akademie, hält die Preisrede. Anschließend Gang durch den Botanischen Garten, der in einem geschützten Hintertal liegt und die Hügelwände hinaufsteigt, mit einem Wasserfall und einem nur maßvoll eingedämmten Wildwuchs.

Nachmittags nach meiner vierten Vorlesung treffe ich auf Nino Simonischwili, die ich einst in Freiburg als Nachbarin von R. kennenlernte. Angeregte Gespräche über Bedeutung und Herkunft der Kunst, im Gegenzug zu deren einseitiger Ästhetisierung und Historisierung. Sie ist ganz und gar auf der Höhe gegenwärtiger Debatten.

Bei der Abendeinladung zeigt mir Guram Tevzadze voller Stolz seine deutsche Bibliothek, die von Goethe, Kant, Fichte, Hegel bis zum Neukantianismus reicht, dazu die Bibel in allen möglichen Sprachen. Sein Sohn tritt als Soziologe öfters im Fernsehen auf, kämpft sehr mit der landläufigen Korruption und hält Distanz zu den Parteien, um nicht in Beziehungsnetze hineingezogen zu werden. Ein Seitenblick auf die Weltpolitik: Nino ist der Ansicht, daß Georgien bei der Nähe des Iraks Grund hat, amerikanischen Kriegsvorbereitungen mit Unbehagen zu betrachten, selbst wenn die bedrohliche Nähe Rußlands dazu verführt, die Nähe zu den USA zu suchen. Die „Achse des Bösen“ weckt ungute Erinnerungen. Nino erwartet für November den Krieg gegen den Irak.

8.10.02 — In der Soros-Stiftung sind die aus Deutschland eingetroffenen Bücher nun ‚befreit‘. Eine niedere Ressortleiterin blockierte die Sendung, bis daß man sich weiter nach oben wandte. Ständige Eingriffe sind notwendig, wenn Regeln nur spielerisch gehandhabt werden. Ich mache einen Besuch im Philosophischen Institut der Akademie. Die Bibliothek ist gut ausgestattet mit Klassikern des 19. Jh.’s, sehr viel Neukantianismus, man findet aber auch Kierkegaards *Entweder – Oder* und eine maschinenschriftliche Übersetzung von Sartres *L’être et le néant*. Es gibt viel Wildwuchs, wohl auch Plünderungen im eigenen Haus. Es gibt aber auch Kostbarkeiten wie den griechisch-lateinischen Aristoteles aus dem 16. Jh. Auf Photos begegnen mir die Gesichter von Kakabadze, Mamardaschwili, auch von Bochorischwili, dem ich in den 70er Jahren auf Anfrage hin mein *Zwischenreich des Dialogs* schickte. Auch die Bibliothek des Moskauer Husserl-Schülers Špet ist auf Umwegen hier eingetroffen. Die Mitarbeiter der Bibliothek sind wohl sehr auf dem Altenteil; nur zwei jüngere Frauen kamen zu meinen Vorlesungen. Staatsbibliothek als Staatsmuseum?

Gegen abend mache ich einen Autoausflug mit Giga und Sergo zu einem Berg- und Höhlenkloster, das nahe bei Mtskheta vor steil aufragenden Sandsteinfelsen errichtet wurde. Es wird zurückgeführt auf einen syrischen Einsiedler aus dem 6. Jh., der 15 Jahre in der ‚Hölle‘ einer Steingrotte zugebracht haben soll, wo nun sein Grab verehrt wird. Der monastische Kirchenbau setzte sich bis ins 18. Jh. fort. Die Kirche weist eine grandiose Akustik auf unter einem Tonnengewölbe, das ein russischer Maler des 19. Jh. eklektizistisch ausmalte. Die Mönche stellen stark duftende Honigkerzen her. Bisher trugen sie ihr Wasser den Berg hinauf, nun wird ein Brunnen gegraben. Zu abend essen wir am Fluß Mtkvari, der in der Türkei entspringt, durch ein großes Tal hindurch Tbilissi erreicht und in Aserbaidschan in Kaspische Meer mündet. In diesem Fluß spiegelt sich die riesenhafte Ausdehnung des Kontinents.

Ich ziehe um zu Mamuka und seiner Frau in ein Wohnviertel am Rande des Stadt. Sie wohnen dort mit zwei Jungen, die beide deutsch sprechen. Ein offenes Haus, das Wohnungsschwellen kennt, aber keine Hausschwellen, auch keine Briefkästen. Zu den Alltagssorgen gehört die Wassersperre nachts, der Gas-

ausfall am Morgen. Man behilft sich. Zum familiären Frühstück gibt es Müsli, Rauchkäse, einheimischen Mozzarella und sehr schmackhafte Himbeeren.

9.10.02 — Nachmittags halte ich einen Vortrag „Phänomenologie zwischen Pathos und Response“ im Kaukasischen Haus. Hier residiert ein Institut für Beziehungen zwischen kaukasischen Ländern, auch die Friedenspolitik spielt eine Rolle. Die Leiterin hat als Germanistin Novalis und Rilke übersetzt. Mein Vortrag liegt in georgischer Übersetzung vor, aber auch so bedarf es klärender Erläuterungen, um unbeschriebene Blätter zu füllen. Der Boden ist nicht gänzlich unvorbereitet. Wilhelm Schmidt hat hier vor vier Jahren einen Vortrag über meine Fremdheitstheorie gehalten.

Es entspinnt sich ein längeres Gespräch mit Mamuka Beriaschwili. Zu bewundern ist, mit welcher Zähigkeit er sich seine Philosophie erschlossen hat. Meister Eckharts Schriften studierte er unter großen Mühen und mit Sondererlaubnis an der Universität Moskau, nun ist er besessen davon. Dies führt zu einem Einheitsdenken, zur Rückkehr ins Eigene und zur Ausschaltung von Zufälligkeiten – weit enthoben den Niederungen der Empirie. Abgenutzte Ideen wie Heideggers ‚man‘ pflanzen sich ungehindert fort. Vieles ist mir sehr fremd. Meister Eckhart scheint hier für eine kirchenfreie Religiosität zu stehen. Die Abwehr gegenüber einer Orthodoxie, die sich politisch immer wieder kompromittiert und ihre Rituale absputzt, ist ganz und gar verständlich. Sie läuft parallel zur Abkehr vom politischen System, doch es fehlt der ‚Mittelgrund‘ einer kritischen Öffentlichkeit. In meinem Vortrag betone ich, daß Fremdes zwiefach gefährdet ist, vom Versinken in die Normalität, aber auch von einer Flucht in die Anomalität. „Wo alles fremd ist, ist nichts mehr fremd.“ Kreative Erfahrung bewegt sich auf der Schwelle von Ordentlichem und Außerordentlichem. Was Meister Eckhart betrifft, so fragt es sich, ob sein Denken auf eine Mystik hinausläuft, die Raum läßt für eine thomistische oder ähnlich geartete Philosophie, oder aber auf eine Philosophie der Gottesreinigung, eines doppelten Gott- und Menschwerdens. Für letzteres sehe ich keine Basis in der Erfahrung.

Bei der Erörterung meines Vortrags weist die Hausherrin auf Hölderlin hin. Ich betone, daß das Griechische, so auch das Pathos, von Hölderlin *jetzt* gesucht wird und nicht in rückwärts gewandter Nostalgie. Fremdheit wäre keine fruchtbare Fremdheit, würde sie sich von alten Illusionen nähren. Das Institut nennt sich „Institut des westlichen Denkens“, welches Denken ist hier gemeint?

Im Hintergrund dieser Gedanken steht ein Alltag, der darunter leidet, daß es tagtäglich am Nötigsten fehlt, daß Kinder der Schule fernbleiben, Jugendliche auf Gewinnberufe wie Polizei oder Zoll spekulieren, Minister 100 Lari verdienen und sich damit nicht begnügen, Jugendlichen von der Polizei Drogen in die Tasche geschoben werden, um Strafgeld zu schinden. Dieses Land läßt sich nur auf verschiedenen Registern fassen. Dazu gehört das Nebeneinander von familiärer Solidarität und Rücksichtslosigkeit gegenüber Mitbewohnern, die es

zuläßt, daß man im gemeinsamen Hausflur elektrische Birnen herausschraubt. Meinen Gastgebern wurde neulich eine große Stromrechnung vorgelegt, die durch ‚Stromschwindel‘ eines Mitbewohners zustande gekommen war.

10.10.02 — Nino lädt mich zum Abendessen ein, sie entpuppt sich als eine bemerkenswerte Frau. Mit fünf Jahren begann sie, Klavier zu spielen, mit 16 beendete sie ihre Ausbildung als Pianistin. Sie gibt abends Proben mit List und Grieg: temperamentvolles, breit ausladendes Spiel mit virtuoser Könnerschaft. 1976 begann sie ein Studium der Kunstwissenschaft, arbeitete fünf Jahre beim Fernsehen, nahm dann ein Humboldt-Stipendium wahr, zuerst in Freiburg (bei einem pathologisch angehauchten christlichen Archäologen), danach bei Hans Belting in Karlsruhe. Nun lehrt sie am hiesigen kunsthistorischen Institut, zusammen mit 25 Kollegen und Kolleginnen; viele sind sehr alt, niemand wird entlassen, keine Stelle wird gestrichen; sie selbst hat nach der Streichung der vollen Dozentenstelle eine halbe Stelle inne mit neun Wochenstunden, eine chaotische Weise der Ausbeutung. Von ihrem kargen Gehalt kann sie nur leben, weil ihr Bruder sie als Ingenieur von Moskau aus unterstützt. Sie erzählt, wie sie in Karlsruhe die virtuelle Videokunst kennenlernte und nun versucht, dies mit der Sicht auf mittelalterliche Kunst zu verbinden. Solche Lebensläufe prägen eigentümliche Charaktere mit kräftigen Schicksalszügen. Nino lebt in einer schönen Stadtwohnung in hohen, sparsam gefüllten Zimmern. Für mich kommt dieses Wiedersehen einem Kennenlernen gleich. Es bedarf nicht selten eines zweiten Blicks.

11.10.02 — Mit Mamuka führe ich Frühstücksgespräche über die Juden in Georgien, die hier offenbar nie verfolgt wurden. Jüdische Freunde fielen als solche auf, weil samstags ihre Familie unzugänglich war. Doch auch von hier sind viele nach Israel ausgewandert. Nahe der Sioni-Kathedrale wohnten Juden, Armenier, Mohammedaner und andere Fremdstämmige einträchtig beisammen, unter ihnen viele Künstler. Moschee, Synagoge und russische Kirche liegen eng beieinander und stammen alle aus dem 19. Jh. Der georgische Patriarch läßt jenseits des Flusses eine gigantische Kirche bauen, anstatt für die Erhaltung der Kirchen im alten Stadtviertel zu sorgen.

Nachmittags gebe ich mein erstes Seminar über Probleme des leiblichen Verhaltens mit ausgiebiger Erörterung von Räumlichkeit, Hiersein und Körperschema. Die Hälfte der Hörer sind Fortgeschrittene, auch Professoren, die andere Hälfte junge Lernende. Danach besuche ich mit Neugier das Philosophische Institut der alten Universität, eine Gründung der 20er Jahre. Es gibt drei Sparten mit umbenannten Lehrstühlen: aus dem Historischen Materialismus wurden Geisteswissenschaften; aus dem Wissenschaftlichen Atheismus wurde Theologie; aus dem Dialektischen Materialismus wurde systematische Philosophie. Die allgemeine Bilanz dieser gelüfteten Zwangsjacke sieht so aus: Die Philosophie umfaßt zusammen mit Soziologie 70 Lehrpersonen bei 300 Studenten. 10 sind aktiv in der Lehre; davon sind offenbar nur wenige als Wis-

senschaftler ernst zu nehmen. Doch die Studenten müssen, aufgeteilt nach Jahrgängen, alle Veranstaltungen besuchen.

Ich mache einen Abendspaziergang durch mein Wohnviertel und entdecke passable Wohnanlagen, aber überall Müll, streunende Hunde, Autoleichen, zerfahrene Straßen, dazu Kioske mit Guckloch, kleine Läden in großer Zahl. Die Leute, vor allem jüngere Frauen und Mädchen, sind mit Geschmack gekleidet. Der Alltag sieht mühsam aus, aber nicht trübselig, es gibt viele spielende Kinder, mögliche Änderungen liegen in der Luft.

12.10.02 — Ich fahre in die Altstadt mit einem Minibus, einer sehr komfortablen Einrichtung. Man zahlt den Einheitspreis von 20 Tetri (etwa 20 Pf.) und steigt an beliebigen Stellen aus, mit Ausnahme des vielbefahrenen Rustaveli-Prospekts. In der Sioni-Kirche ist ein ständiges Kommen und Gehen, man bekreuzigt und verneigt sich, man könnte sagen: ‚Es betet‘. Neben der Kathedrale stehen ein klassizistischer Turm aus der Zeit der Russifizierung, eine Karawanserei, die ins Historische Museum verwandelt wurde, und ein orthodoxes Seminar. Am Erekle II-Platz, gerade gegenüber dem Patriarchenpalast, sprudelt ein Brunnen mit den vier Grazien, mit Liberté, Égalité, Fraternité und den Gedenkdaten 14. Juli 1889, 26. Mai 1918. Das Palais des Patriarchen hat auf dem Gelände des zerstörten Königspalais Platz gefunden. Es ist umgeben von hohen Mauern, hat eigene Wächter, ist bestens herausgeputzt – ein sakral-politisches Bollwerk. Was immer wieder über die Kirche und ihre Vertreter zu hören ist, klingt wenig hoffnungsvoll: orthodoxe Einzäunung des eigenen Nachwuchses – Ansprüche auf alten Grundbesitz – Schachern mit neuerworbenem Grund und Boden – Fehlen einer inneren Erneuerungsbewegung – Ausbeutung neu entstandener religiöser Bedürfnisse – byzantinische Machtausübung.

Mein weiterer Weg führt in das alte Tbilissi. In der Shavteli-Straße stehen nah beieinander St. Georg, umgeben von einem zauberhaften Rosengarten, und die Anschiskati-Kirche, die älteste Kirche der Stadt, gleich daneben das Puppentheater und von Pirosmiani die Statue eines alten Mannes. Stiegen hinauf gelange ich zur Festung Narikala mit einem weiten Rundblick auf das breite Stadttal. Unterhalb der Felsen befinden sich uralte Wohnhäuser, Wohnhöhlen, umwickelte Wasserrohre, zertretene Stufen, Reste eines Zoroaster-Tempels, obere und untere Bethlehem-Kirche mit Samstagsgottesdiensten. Die alte Synagoge weiter unten in der Stadt ist außer Gebrauch.

13.-14.10.02 — Wir machen einen Ausflug in die Berge ins mittlere KARTLI. Die atemberaubende Fahrt in einem russischen Geländewagen führt eine Hügelstraße hinauf, die ausgewaschen ist wie ein Flußbett und zerfahren von Lastwagen. Zielpunkt ist eine kleine Ortschaft zwischen steilen Bergwänden. Wir sind hier im Herzen von Georgien. Dieses alte Durchgangsland ist zugleich der legendäre Ort von St. Georg, nach dem die Russen das Land benannten und nach dem die vielen Gigis, Gigas und Gelas benannt sind. Am Hori-

zont tut sich ein ‚Tor‘ auf, ein Hügelkamm, wo einst türkische Truppen eindrangen und von Mönchen in die Irre geleitet wurden. Auch die hiesige Kirche stammt aus dem 11. Jh., daneben ein Festungsturm aus dem 15./16. Jh. mit in den Boden eingelassenen Lehmzubern für Wein und sonstige Vorräte. Auf den Wiesen weiden Kuh- und Büffelherden, die monatsweise von Bauernfamilien zum Hüten übernommen werden. Die Bauernhäuser bestehen aus einfachem Gemäuer mit weit ausgebauten Südbalkonen.

Um den Ort kreisen Geschichten. Von Stalin wurden einige Dörfer durch Zwangsaussiedlung entleert. So sieht man leerstehende Häuser, wie für die Ewigkeit gebaut. Nach 1989 wurde ein großes Projekt eingeleitet, an dem auch Mamuka beteiligt war. Es ging um Kuh- und Pferdezucht; Planung einer Schule; Aussetzen von Wölfen in den Wäldern; Ausgrabungen; Einrichtung einer Käsefabrik nach Schweizer Muster; Aufklärung der Bauern über das Recht auf Steuerfreiheit ab 1500 Dorfbewohnern – dies alles ist am Bürgerkrieg, an umherziehender Banden und der Korruption der Behörden gescheitert. Die jungen Leute suchen anderswo Arbeit. Es gibt nach wie vor keine Schule weit und breit. Man fährt mit Lastwagen in die Wälder und schlägt Holz, um es in der Türkei zu verkaufen. Der Kupferdraht elektrischer Leitungen wird abgeschnitten und verschachtelt. Man sagt, vor 15 Jahren sei es noch möglich gewesen, Auto und Wohnung unabgeschlossen zu lassen, heute helfe auch das Abschließen wenig. Die offizielle Korruption verbindet sich mit dem großen Zuzug vom Lande und einer enormen Arbeitslosigkeit. Dieser Zustand der Gesetzlosigkeit reicht hinauf bis in diese Waldhügellandschaft. Auf der Heimfahrt erleben wir dies wie in einem Lehrstück. Die Straßenpolizei erhebt die üblichen illegalen Geldforderungen. Unser Fahrer zückt seinen Ausweis als Mitglied einer vom Präsidenten eingesetzten Antikorruptionskommission, mit deren Hilfe eine Hand die andere bekämpft. Viel schwarzer Humor! Es wird erzählt, daß die Polizei Frauen und Kinder zum Betteln auf den ‚Strich‘ schickt: uniformierte Zuhälter.

Oben auf der Höhe wandern wir auf den nahen Gipfel, der aus 2050 m Höhe einen grandiosen Rundblick über die Wälder hinweg eröffnet, am Horizont die 3000er des kleinen Kaukasus. Wir sind in der Kalksteinzone, die Bergfauna ähnelt jener der Kalkalpen. Der wilde Mischwald reicht mit Eichen, Buchen, Birken und Espen bis weit in die Höhe. Über die Waldwege treiben die Bauern ihr Vieh und holen Holz. Georgien ist ein reich gesegnetes Land, aber mit einer zerfurchten Geschichte, die erfüllt ist von Eroberungen, Abhängigkeiten und selbstgeschaffener Unordnung.

Wir essen zu Abend mit den bäuerlichen Nachbarn. Es gibt Käse, gefüllte Teigtaschen, Tomaten der reinsten Sorte, frische Milch, Mozzarella und Quark, Honig aus Honigwaben, dazu vorzüglichen Rot- und Weißwein, grünen Estragon Schnaps. Der Enkel des Hauses, der irgendwo in der Tiefebene arbeitet, bringt Trinksprüche aus auf die Ahnen, den Großvater, der unseren Tisch gezimmert hat, die Kinder...

Der Montag ist kirchlicher Feiertag: Fest der lebenden Säule, Svetitskhovloba, benannt nach einer ähnlich lautenden Kathedrale. Doch nach hier oben dringt kaum ein „Klang der aufgeregten Zeit“, auch keine Post, keine Zeitung. Politische Wahlen sind nahezu unmöglich. Solange nicht Aufklärungstrupps durch das Land ziehen, ist Freiheit nur ein Wort. Dazu der wunderbare Herbst hier oben, der sich nicht um die Dinge im „Flachland“ kümmert.

15.10.02 — Abends besuche ich im Staatsmuseum eine Vernissage des in Freiburg lebenden Malers Gela Samsonidze. Was ich zu sehen bekomme, sind drei Meter hohe Zeichensäulen, mit Bleistift und Radiergummi angefertigt: Strichnetze mit durchscheinenden Wortfetzen, Variationen zwischen Hell und Dunkel, große schwarze Randflächen, Nuancen von Grau, leicht verwischte Linien. Diese Versuche lassen sich schwerlich einer westlichen Kunstrichtung zuordnen. Ein sehr eigenwilliges Georgien begegnet mir hier. Die Gesellschaft, die im Museum zusammenkommt, hat etwas Familiäres, selbst Kinder sind dabei. Die Frau des Künstlers ist eine Ökonomin, die fließend georgisch spricht, Tochter eines Freiburger Mathematikprofessors, der wiederum Persisch versteht. Mamukas Mutter betreut die Textilabteilung des Museums.

Anschließend laufen wir den Rustaveli-Prospekt hinauf. In der Gudiaschwili-Straße steht das Haus, das der Familie des Malers gehörte. Die benachbarte Kaschweti-Kirche wurde von Gudiaschwili ausgemalt, wobei die Madonna mit dem Kind in ihrer großen Lebensnähe bei den Kirchenleitern Anstoß erregte. – Weiter abwärts auf dem Prospekt folgt das Hotel Marriott, einst Hotel Tbilissi. Es wurde neu hergerichtet mit allem orientalisierenden Komfort und erstaunlich moderaten ‚Einführungspreisen‘ von ca. 119 \$ und einer Presidential Suite hoch über den Dächern. Es gehört Georgiern und amerikanischen Investoren, man fragt sich nur, wer sich in diesem Land so etwas leisten kann. Das undurchsichtig erworbene Geld schafft zwei Welten. – Einige Häuser weiter dann das Philosophische Institut, das einst Institut für Marxismus-Leninismus hieß und nun als Verfassungsgericht dient. Der Blick fällt auf die Zimmer einstiger wichtiger Philosophen und auf ein Denkmal für Mamardaschwili. Auf dieser Avenue pflegte die feine Gesellschaft von Tbilissi zu promenieren, im Bürgerkrieg wurde sie zum zentralen Kampfplatz. Im damaligen philosophischen Institut hatte sich die Opposition verschanzt, in der Straße sieht man Zerstörungen durch Granateneinschlag. In einem weiteren Haus befindet sich nun der Sitz der „Neuen Rechten“.

In meinem Seminar behandle ich heute Spontaneität und Gewohnheit. Um die Hörenden aus dem akademischen Schlummer zu wecken, habe ich Bemerkungen über Ritualismus und religiöse Zwangsneurosen eingefügt und mit Blick auf Tschetschenien den Unterschied zwischen Freiheitskämpfern und Terroristen betont. Die Diskussion droht allzu schnell von der konkreten Anschaulichkeit wegzuführen, in diesem Fall von der Erfahrung des Fremden. Phänomenologie

bedeutet für manche eine Fremdsprache, obwohl doch die Schulung des Blicks auch politisch hilfreich wäre. Ich plädiere für ein ‚Ethos von unten‘ gegen idealistische Höhenflüge. Bestärkt werde ich durch Sergo, der über Kierkegaard promoviert und Isaak als den Lachenden entdeckt hat. Bei hiesigen Philosophen droht eine gewisse Idiosynkrasie: Meister Eckhart, Hegel, Heidegger, Kierkegaard..., dafür bleibt man verschont von den unendlichen Bildungsgirlanden, hinter denen der Antriebstrieb der Sachen selbst zu verschwinden droht.

Ich treffe in Tbilissi auf viele Gelehrtenfamilien. Nehmen wir Mamuka. Sein Großvater war der Begründer des botanischen Instituts, sein Onkel Schriftsteller mit philosophischen Kenntnissen, seine Mutter arbeitet als Kunsthistorikerin. Seine Frau ist Archäologin mit vielen Verwandten in akademischen Berufen, doch ihre Vorfahren väterlicherseits sind Bauern; die akademische Welt ist nicht lückenlos. Mir erscheint diese Gesellschaft durchlässiger als die traditionelle deutsche oder französische Gesellschaft; es gibt weniger einen *Mittelstand* als eine *Mittellage*. Nino findet die georgische Gesellschaft jedoch sehr ‚feudal‘. Jeder, der einen Platz in der Gesellschaft einnimmt, ist über Vater, Mutter, Onkel, Schwiegersohn usw. mit anderen verwandt und befreundet wie in einem großen Familiennetz, zu dem Wissenschaftler, Künstler, Intellektuelle und Politiker gehören. Man grüßt sich unauffällig in den Straßen. Eine solche Bekanntschaftsdichte erklärt sich unter anderem dadurch, daß man bei der Heirat möglichst unter sich bleibt. Eine Heirat mit Russen war weniger selten als eine mit Armeniern. Das distanzierte Verhältnis zu den Armeniern ist mir nicht recht verständlich, da beide Völker etwas Orientalisches und etwas Randständiges haben und unter Großmächten zu leiden hatten.

16.10.02 – Heute halte ich in der österreichischen Bibliothek ein Seminar über den leiblichen Ausdruck. Es werden Fragen aufgeworfen wie die nach dem Verhältnis von Zeigen und Verhüllen und der Rolle des Leibes in den verschiedenen Kulturen. Ich erwähne den Backgammon-Spieler im Park, den Weihrauch aus dem jüdischen Tempel, den Duft der Kerzen und die Verschiedenheit der Grußrituale, um auf die Vielfalt des Ausdrucks aufmerksam zu machen.

17.10.02 — Ich besuche mit Nino das Wohnatelier der Malerin Elene Achwlediani. Sie wurde 1898 geboren und lebte eine Zeitlang mit Gudiaschwili und Kakabadze in Paris. In ihrer Malerei gestaltet sie georgische Stadtszenen, deren Farben aus dem Rahmen zu quillen scheinen, aber wohl zu folkloristisch sind, um zu artistischen Neuerungen zu führen. Ein im Stile Bruegels gemaltes Winterbild wollte Picasso erwerben, doch die Malerin konnte sich nicht von ihm trennen. Die Wohnung ist gestaltet nach der Art georgischer Häuser mit Holzbalkons, einem orientalischen Divan, einem Küchenraum voll getrockneter Früchte, einer Lampe aus Reibeisen. Die Photos zeigen eine schöne, selbstbewußte Frau. An dem Klavier, das im Zimmer steht, spielte Swjatoslaw Richter, als er eine Zeit lang hier wohnte. Nino, die als Kind den russischen Pianisten

gelegentlich von der Straße aus hörte, setzt sich ans Klavier und spielt spontan den zweiten Satz der *Appassionata*. Unser Spaziergang endet im Vera Park beim „Blauen Kloster“ und der weiß strahlenden russischen Kirche.

Abends bin ich zu Gast bei Mamuka und Sissi. Das Gespräch dreht sich um Politik. Mamuka empört sich zu Recht darüber, daß der Genozid in Tschetschenien seit dem 11. September von der Tagesordnung verschwunden ist. Zahlen: Lenin ließ in einer einzigen Woche 40.000 Popen und Kulaken ermorden, so sagt man. Die Gesamtzahl der Opfer wird mit 60 Millionen angesetzt. Im Westen war es Dulles, der nach dem Zweiten Weltkrieg dem ‚sozialistischen‘ Aufbau im Osten Europas ausdrücklich Unterstützung versprach, um Europa zu schwächen. Das entsprechende Dokument erschien unter Jelsin in der Presse, um plötzlich wieder aus der Öffentlichkeit zu verschwinden. Man sagt, Stalin sei ein uneheliches Kind gewesen, das durch Lenin seine Erweckung erlebte. Weitere Zahlen. In Tbilissi lebten 250.000 Deutsche, sie wurden in den 40er Jahren nahezu alle nach Kasachstan verpflanzt. Ich lese von einer Krankenschwester, deren Eltern deportiert wurden und die nun in Höxter lebt; vorher war sie Deutsche unter Russen, nun gilt sie als eine Russin unter Deutschen, die ihrer Ersatzheimat Kasachstan nachtrauert. Zerstörerisches 20. Jh.!

18.-19.10.02 — Nachmittags halte ich ein letztes Seminar über den „Leib zwischen Natur und Kultur“. Es geht erneut um Kultur, Religion und das sogenannte Subjekt. Abends findet in der Altstadt das große Abschiedessen statt, und zwar im Puri-Haus, das heißt, dem Brothaus. Zum altgeorgischen Ambiente gehört das Brotbacken in geheizten Zubern, der Teig wird an die Steinwände geklebt und dann mit großen Rechen abgelöst. Beim Essen fällt mir gastweise das Amt des Tamada zu, das eigentlich gelernt sein will. Der Tamada hat die Tischgesellschaft zu leiten wie der antike Symposarch. Es läuft die üppige Speisefolge ab: Käse zu Beginn – Fleisch am Spieß – gebackene Champignons – Stör am Spieß, dazu Tomaten, Wassergurken, Soßen besonderer Art, natürlich das unerläßliche Chatschapuri, eine Art Quarkbrot. Dazu fruchtiger Rotwein.

Nino und Sissi warten auf mit Musikeinlagen. Sie kennen sich vom Studium her, als man sich über langweilige Vorlesungen mit Teetrinken hinweghalf. Die sorgloseste Zeit war offenbar die der beginnenden Breschnew-Ära, bevor der georgische Bürgerkrieg so vieles vernichtete. Die Tragik liegt darin, daß dies in dem Augenblick geschah, als so viel anderes möglich gewesen wäre. Der Vater des ersten Präsidenten, dem alles mißlang und der schließlich ermordet wurde, war ein angesehener Schriftsteller, der auch dem Sohn einigen Kredit verlieh. Es folgte Schwadnaze als Retter aus einem Chaos, das er vielfach nur legalisierte.

Von georgischen Frauen werden Geschichten erzählt, die deren Schönheit preisen. Sie zeigen sich selbstbewußt, offenherzig, herzlich, aber ohne sonderliche Koketterie. Eine Doktorandin bedankt sich, diese drei Wochen hätten zum Schönsten in ihrem Leben gehört. Soviel herzliche Aufnahme ist ein besonderes

Geschenk. Nicht nur Mamuka, sondern auch die drei jüngeren Mitarbeiter lassen es sich nicht nehmen, mich mitten in der Nacht zum Flugplatz zu begleiten.

An der Straße zum Flugplatz reihen sich Verkaufsstände aneinander, geöffnet die ganze Nacht über. Offensichtlich gehören sie Familien, deren Mitglieder sich untereinander abwechseln, auf einen geringen Gewinn warten, der bisweilen noch von der diebischen Polizei gemindert wird. Das Leben scheint einem permanenten Dennoch abgerungen, was sehr viel Lebenskraft kostet. Diese speist sich sicherlich aus älteren Traditionen, die weniger gepflegt als genutzt werden. Die Ausdauer ist bewundernswert, wobei ich mir bewußt bin, die finstere Gegenseite nur aus der Ferne kennen gelernt zu haben. Mir scheint, Georgier haben etwas von italienischen Russen: Lebhaftigkeit und Spontaneität, wie man sie aus Italien kennt, aber dazu die zähe Beharrungskraft von Russen.

Zweiter Besuch: Vorlesungen zur Phänomenologie der Praxis

Oktober 2003

11.10.03 — Ankunft in Tbilissi wieder um 5 in der Frühe, abgeholt von Mamuka Beriaschwili und Sergo Ratiani. Ich wohne aufs neue in meinem Zimmer bei Mamuka und Sissi.

12.10.03 — Unser Sonntagsausflug führt diesmal ostwärts in das reiche Weinland Kachetien. Unser Ziel ist SIGHNAGHI. Dort gibt es eine archäologische Station mit Ausgrabungen, an denen auch Tübinger Archäologen beteiligt sind. Man fand dort geometrische Vasen aus dem 11. Jh. v. Chr. Der Garten ist voll südlicher Vegetation: Zypressen, Kaki, Feigen und Granatäpfel, die in der christlichen Tradition Opfer- und Todessymbole, im Orient Liebesfrüchte sind. Unser Blick geht weit ins Land auf den Kaukasus. Ostwärts in den Wolken liegt Dagestan, das zusammen mit Ostgeorgien zum Kernbereich dieser alten Kultur gehört und ähnlich wie Tschetschenien zur Zeit Napoleons von den Russen erobert wurde. Dazu eine Geschichte. Ein bekannter Vertreter dieses Grenzlandes reist zum ersten Mal nach Moskau und fragt sich beim Durchqueren dieses riesigen Landes: „Warum wollen die Russen unser winziges Land auch noch haben?“ Rußland als ein Großreich, das sich ausgedehnt hat, droht nun zu schrumpfen und zu zerfallen. Es ist kein Staatenbund wie Nordamerika, lebt aber auch nicht im wechselseitigen Dauerstreit wie das alte Europa, vielmehr betreibt es eine völlig eigenmächtige Geopolitik, unter der die Nachbarn leiden.

Unser Zielort liegt auf einem Hügelrücken und besteht aus alten Häusern mit Holzbalkonen, gedrechselten Säulen und geschnitzten Wänden, hinübergleitend ins 19. Jh. Um die Stadt zieht sich eine kleine ‚Chinesische Mauer‘, Abwehr gegen marodierende Angriffe aus Dagestan. Die Pilgerkirche stellt sich dar als Mischwerk des 19. Jh.’s mit westlichen Einflüssen und russischen Zutaten. Das größere Maß an Anonymität in einer kontinuierlich wachsenden Volkskunst

hemmt die Erfindungslust, die im Westen seit der Renaissance auflebt. Eine alte Frau, die den Vorplatz der Kirche fegt, grüßt uns mit: „Sankt Nino segne euch!“ Auch die Herkunft der Heiligen Nino wird auf diese Gegend zurückgeführt. Nach georgischer Tradition ist sie an dieser Stelle begraben. Es wurde ein kleines Kloster dort errichtet, die kleine Kapelle beherbergt ihre Reliquien.

13.10.03 — Nachmittags halte ich meine erste Vorlesung zur „Phänomenologie der Praxis“. Wiederum ein sehr gemischtes Auditorium von Kollegen bis zu jüngeren Studenten. Es geht um den Kontrast von vorgegebener und zu schaffender Ordnung, um den Anteil des Chaos an jeder Ordnung und um Verhaltenstherapie. Ich streue die Figur des Prometheus, Kleists *Verfertigung von Gedanken in der Rede* und Cézannes *penser en peinture* ein, um die Horizonte der Praxis zu öffnen.

15.10.03 — Mittags halte ich einen Vortrag im Kunsthistorischen Institut der alten Universität, von Nino initiiert. Es geht um die Grundlagen einer „Phänomenologie des Bildes“. Unter den etwa 100 Hörern sind einige Professoren der Kunstgeschichte. Wegen eines Bombenalarms ziehen wir um ins Institut für Ästhetik zurück. Ich beziehe mich auf Bildbeispiele, um entscheidende Phasen der Bildwerdung zu illustrieren: Spiegelung im Bild: Interieur von van Mieris; Spuren im Bild: Van Goghs Schuhe; religiöse und politische Ikone: Parodie auf Stalin; Blick im Bild: Goya. Die Diskussion kreist um eine verschiedene Modernisierung im Westen und im Osten, ausgehend von der Kunst der Ikonen: ein Wechsel von Wand, Hintergrund zu undurchdringlicher Ferne, Abgrund.

Nachmittags führt uns ein gemeinsamer Kunstaussflug nach QINZWISSI, das wir über eine Waldstraße erreichen. Die Kirche aus dem 13. Jh. zeigt die übliche Kreuzform mit hohem Turm über der Vierung. An den Wänden entfaltet sich ein reicher Freskenzyklus auf einem Untergrund von Lapislazuli. Die Bilder sind schachbrettartig angeordnet und hierarchisch gestuft, an der Nordwand die Königin Tamara mit ihrem Vater, darunter der berühmte Engel, dessen Flügel schier den Rahmen sprengen, in der Apsis die Madonna, Jesus Brot und Wein reichend, weißgekleidete Diakone, darüber die Evangelisten und schließlich die Kirchenväter. Alles ist wohlgeordnet, wohl unter byzantinischem Einfluß. Im Hof steht eine kleinere Kirche mit ähnlichen Fresken, über die Nino ihre Dissertation schrieb. Sie hat dabei viel von Belting gelernt. Noch heute strahlt sie eine Begeisterung aus, wenn sie mit Witz und Charme von diesen Bildwerken spricht.

Erstaunlich ist es zu sehen, wie lange vor der westlichen Renaissance die hieratische Bildwelt aufgesprengt wurde. Die geläufigen Kulturkalender sind zu einseitig vom Westen her entworfen. Denn es gibt die höfische Welt von Byzanz, es gibt Michael Psellos, einen neuplatonischen Philosophen aus dem 11. Jh., dazu frühe Platon-Übersetzungen in Armenien und Georgien und den

frühen Einfluß der persischen Dichtung. Georgien ist in der Tat ein besonderes Schwellenland.

16.10.03 — Die dritte Vorlesung geht über die „Geschichte des Handelns“, also über Kreation, Innovation und Wiederholung. Anschließend besuche ich mit Nino die Philharmonie. Von dem berühmten Ensemble der Stadt wird georgische Kunst dargeboten, darunter Volkstanz: akrobatisch auf den Fußspitzen, Pirouetten, Sprünge, Schwertertänze, schwebende Tänze von Frauen, deren Füße durch lange Kleider verdeckt werden, kleine Schritte, so daß gleitende Bewegungen entstehen wie auf Schlittschuhen. Polyphoner Gesang, die Chöre mitunter an der oberen Grenze der Lautstärke. In allem zeigt sich eine große Kraft und Spiellust.

Aus Aserbaidshan kommt der Bericht von Demonstrationstürmen nach der Wahl, der von der Opposition Fälschungen nachgesagt werden, zehn Tote.

17.10.03 — Meine dritte Vorlesung behandelt die „Freiheit des Handelns“. Ich suche über Aristoteles und Kant hinaus nach einer responsiven Freiheit, die ihr Eigenes aus der Antwort auf fremde Herausforderungen, Anforderungen und Ansprüche gewinnt. Dazu gehört das Leichtwerden an Leib und Seele, *Hercule changé en hirondelle* („Herkules verwandelt in eine Schwalbe“, Valéry). Ich gebe ein Interview für die Zeitschrift „24 Stunden“: „Georgien ist eines der gastlichsten Länder der Welt“, aber auch: „In Georgien zahlt man Polizisten Geld dafür, daß man die Straße benutzt“, und „Staat als Familienbetrieb“.

18.10.03 — Mit Sergo fahre ich weit in den Norden in Richtung Kaukasus. Es wird kriegerrisch. In Ananuri steht ein Klosterkomplex aus dem 13. Jh. mit Wehrturm und Ringmauer. Dann geht es die Militärstraße hinauf, große Lastwagen sind unterwegs. Auf den Wiesenhängen sieht man zwischen verstreuten Dörfern Wehrtürme, von denen in früheren Zeiten Feuersignale ausgesandt wurden. Auf Serpentinaen erreichen wir Gudauri, einen Kurort in 2300 m Höhe. Auf der Paßhöhe befindet sich ein Aussichtspunkt mit einer russisch-georgischen Propagandabildwand, unten das Aragvi-Tal. Nebel liegt über den Bergen, Gebirgsbäche rauschen ins Tal. Jenseits der Grenze beginnen Ossetien, Tschetschenien und Dagestan, das Herkunftsland von Hadschi Murat. In diesem Grenzland spielt das Verses von Wascha Paschawela: *Host and Guest*, in dem es um die Gastpflicht selbst gegenüber dem Feind geht. In Tschetschenien gedeiht eine Generationen überdauernder Blutrache, die von den Russen gefürchtet wird. Nach den letzten Wahlen herrscht vorübergehend Ruhe, doch in Georgien leben Flüchtlinge aus dem Norden, die auf ihre Heimkehr warten.

Die Nacht verbringen wir in dem Landhaus von Sergos Eltern zwischen Trauben, Granatäpfeln und Quitten. Im Keller lagert ein Faß mit eigenem Wein aus grün-roten Trauben. Wir essen in der Familie zu Abend. Zwei Nichten von Sergo sprechen fließend französisch, ihr Vater hat ein ‚Business‘ in Paris. Drei Studenten singen a capella Volkslieder. Sergo erzählt vom Schicksal seiner Fami-

lie. Der Großvater, Professor für Chemie, wurde zweimal in Arbeitslager nach Sibirien verbannt, zuerst in den Dreißiger Jahren von Stalin, ganz ohne politische Begründung; dies zählt zu dem sadomasochistischen Wüten gegen das eigene Volk, dem 10 Millionen zum Opfer fielen.

19.10.03 — Mittags führt uns Rezo Gabriadze, der Nestor des Kunsthistorischen Instituts, zu den Pirosmeni-Bildern. Er weist hin auf die raffinierte Malweise, die alles andere ist als naiv: eine Reihung von Figuren in der Fläche mit minimalen Abweichungen; Episches breitet sich raffiniert aus, so daß die Zeit räumlich wird; Tag und Nacht berühren sich Vieles ruht in den Tresors. Man erwägt eine Pirosmeni-Ausstellung in Deutschland. Warum immer nur das Neuste aus Soho?

Anschließend gehen wir in das Wohnungsatelier von Gudiaschwili, einem Landsmann von Pirosmeni. Die Enkelin führt uns durch die saalartigen Räume. Besonders eindrücklich sind ‚Capriccios‘, die mit ihrer satirischen Verwandlung von Menschen in Tiere an Goya erinnern. In ihrer Buntheit streifen sie das Folkloristische. Origineller scheinen mir die dunklen Bilder aus den 20er Jahren, die zumeist im Museum hängen. Auch dieser Maler wurde als Dissident kaltgestellt. Ein Pasternak-Eck erinnert an den befreundeten Romancier, der hier seinen *Doktor Schiwago* schrieb. Daneben hängen Dandy-Photos aus Paris, wo der georgische Maler sehr zu Hause war.

Ich besuche eine mit Nino befreundete Familie. Der Mann hat als promovierter Chemiker ein gut gehendes Geschäft, wie die luxuriöse Wohnungseinrichtung zeigt; die Frau arbeitet als Musiktherapeutin in einer anthroposophischen Einrichtung; Sohn und Tochter besuchen ein Godesberger Privatgymnasium. Man serviert Fisch, auch eigenen Wein von einem verpachteten Bauernhof in den Bergen, dazu Tischgesänge mit Gitarre. Ein ungewöhnlicher Wohlstand, aber durch Tüchtigkeit erworben und mit Geschmack verwaltet.

Abends sehen wir im Puppentheater in der Schvatali-Straße ein Stück namens „Stalingrad“, inszeniert von Giorgi Choschtarja, der zugleich ein bekannter Filmregisseur ist und selbst schreibt und malt. Wir treffen uns mittags im nahen Künstler-Café. Wir kommen auf Kleists Essay über das Marionettentheater zu sprechen, auch auf Goethe, den er sehr zerbrechlich, porzellanen darstellt und vom Sockel holt. Er zitiert eine Stelle aus Eckermann, wo dieser Goethe mit seiner Vogelkenntnis überrascht. Held des Stücks, das nun in Kabarett-Manier auf einer Kleinbühne präsentiert wird, ist ein kreisender Topf, der durch die Landschaft fährt mit Szenen aus dem belagerten Stalingrad und aus Berlin. Diese sind sehr ins Kreatürliche gewendet: eine Liebesromanze zwischen Schafen, eine Parodie auf das Generalswesen, Traumszenen, am Ende eine Heuschrecke. Das Ganze wird dargeboten in der Sprache Gogols, mit großem Kunstverstand und sprühendem Witz.

20.10.03 — Heute findet eine Tagung statt zum Thema der Freiheit. Ich beginne mit einem Vortrag „Anderswo beginnen“, in dem ich Kants Freiheit der Spontaneität responsiv umbiege. Voller Saal, mäßige Diskussion. Der Nachmittag endet in mühsamer Begriffsakrobatik mit Origines und Meister Eckhart, ohne daß sachlich oder historisch hinreichend problematisiert wird. So bleibt es bei Gelehrsamkeitseffekten und Nachsichtsformeln wie: Eckhart konnte noch nicht, kannte noch nicht. Ich frage mit Blick auf Origines und seine Lehre von der Vorsehung. „Wie kann ich wissen, was Gott weiß, ohne Gott zu sein?“ Die Antwort, lautet: *θειωσις*, Vergöttlichung, Gottwerdung, Amen.

21.10.03 — Morgens um 3 fahre ich mit Sergo und Nino zum Flugplatz, wir planen für den nächsten Herbst. Etwas Seltenes ist dieser herzliche, phantasievolle Freundeskreis aus Tbilissi, wie wenn die Stadt sich für einen Fremden geschmückt hätte, und dies bei all den Schwierigkeiten, die einem auf Schritt und Tritt begegnen. Ich bewundere dieses Durchhalten ohne jede Verbissenheit.

Dritter Besuch: Vorlesungen zur Phänomenologie der Sinne und der Künste

Oktober 2004

9.10.04 — Ich komme morgens um 4 an. Die Zeitverschiebung beträgt nur noch zwei Stunden; denn nach dem Regierungswechsel wurde die Landeszeit von der Moskauer Zeit abgekoppelt – ein leicht symbolischer Akt. Nach der Ankunft erfahre ich, daß Derrida heute gestorben ist. Wir sprachen darüber, ihn nach Tbilissi einzuladen. Er ist gegenwärtig und nicht nur in der Erinnerung.

11.10.04 — Für die kommenden Tage sind vier Vorlesungen und Seminare zur Phänomenologie der Sinne und der Künste angesetzt, in denen ich versuche eine Brücke zu schlagen zwischen Ästhesiologie und Ästhetik, von der Rolle der Aufmerksamkeit über die Verkörperung im Bild bis zu den Rändern des Unerzählbaren. Ich versuche die alte Tragödie mit der modernen Poetik zu verbinden. Neben Kollegen aus verschiedenen Disziplinen sind Studenten anwesend, die mich teilweise zum dritten Mal hören.

13.10.04 — Aus der Universität höre ich, daß an die 60% der Studenten der großen Universität gegen die Reformen demonstriert haben, warum? Verteidigung von Bequemlichkeiten bei der Prüfung, Korruptionsverdacht? Woher kommen die Gegenkräfte?

15.10.04 — Vom Direktor des Goethe-Instituts, das für alle kaukasischen Länder zuständig ist, kommen reichlich Klagen. Ein geplanter Adorno-Vortrag scheiterte daran, daß nur sieben Hörer kamen. Den Kunststudenten wird vorgeworfen, sie hätten kein Auge für ausgehängte Plakate, kein Ohr für Elektronische Musik. Ich erwähne einige Highlights der georgischen Gegenwartskultur, die mir begegnet

sind. Von der kleineren Universität, an der ich unterrichte, weiß man hier offenbar nichts. Da fehlt es offensichtlich an interkultureller Neugier.

Meine eigene Neugier führt mich in das Pantheon, einen Friedhof, der zu einer Kirche unter den Felsen gehört. Viele Künstler sind hier begraben, unter anderem Vazha Pshavela, der Verfasser des großen Gastfreundschafts-Epos. Doch ein dreimal größeres Grab erhielt Stalins Mutter, ausgestattet mit einer antikisierenden, halb verkleideten Säule und einem Grabkrug, das Jahresdatum 1937. Sie soll als einfache Bauernfrau auf dem Lande gestorben sein. Ob sie geahnt hat, was ihr Sohn einmal anrichten würde?

Im Türkenbad lebt eine andere Geschichte fort. Ein Masseur arbeitet mit Bürste, Schaum und Händen, im Baderaum weiches Schwefelwasser. Oberhalb des Bades steht eine Moschee, eine von einstmaligen Fünfen in diesem Stadtteil, eine Jahrhunderte alte wurde von den Kommunisten zerstört. In Georgien sollen an die 500.000 Muslime leben, davon etwa 500 in Tbilissi.

16.10.04 — Über die Höhen geht es in etwa 25 km nach Bethanien zu einer Kirche aus dem 12. Jh. Besonders eindrücklich ist ein Fresko der Königin Tamara, in kobaltblauem Gewand mit Goldplättchen ähnlich wie in Quintswisi. Einige Mönche wohnen noch in dieser Einsiedelei, neben alten Grabsteinen pflegen sie ihre Blumenbeeten. Abends in einem Kellerrestaurant treffen wir auf einen Gelehrten hohen Grades, einen Semitisten, der das Gilgamesch-Epos, die Bibel und Homer übersetzt hat, Folklore lehrt, aber auch in das Alte Testament einführt. Den hiesigen Orthodoxen gilt er als zu liberal. So zeigt sich Tbilissi als eine Stadt mit ungezählten Winkeln.

4. ISRAEL: Levinas-Tagung in JERUSALEM

Januar 2006

15.1.06 — Ankunft am Nachmittag, Unterkunft im Park Plaza-Hotel. Der Blick geht in eine Hügellandschaft, weit oben Regierungsbauten, auf halber Höhe die Hebrew University, Campus Givat Ram, drunten viele Autoschneisen.

Die Tagung lautet: „Un siècle avec Levinas. Résonances d'une Philosophie“. Man muß bedenken, daß Levinas hier spät rezipiert wurde, die erste Übersetzung ins Hebräische erschien 1995, kurz vor seinem Tod (vgl. Salomon Malka, *Emmanuel Levinas*, Kap. 11: L. in Jerusalem). Widerstand kam von verschiedenen Seiten, vor allem von der hebräischen Universität. Die aktuelle Tagung wird von Juden aus Israel veranstaltet, aber in Verbindung mit wichtigen Vertretern aus Frankreich, USA, Belgien, den Niederlanden und Deutschland. Die Familie ist präsent: die Tochter Simone mit ihrem Mann, der Enkel, ein Neurologe, zusammen mit seiner Frau Joëlle Hansel, von der die Tagung mitorganisiert wurde. Eröffnet wird die Tagung im Jerusalem-Theater vor großem Publi-

kum mit Grußadressen vom französischen Kulturattaché und dem niederländischen Botschafter. Vorgeführt werden dichterische Texte, Songs mit elektrischer Gitarre; im Hintergrund wird ein holländischer Film mit Untertiteln eingeblendet, die Levinas-Zitate auf französisch – ein polyglottes Ereignis.

Die Konferenz dauert viereinhalb Tage, ein Rede-Marathon mit ca. 50 Beiträgen zu je einer halben Stunde, so gibt es fast keine Diskussion, eine Querschnitt-Darstellung auf wechselndem Niveau. Den Abschluß macht Putnam mit dem bekannten Beitrag aus dem Cambridge Companion. Mein Beitrag handelt von „hyperbolischer Gerechtigkeit“. Neugierige Nachfragen am Rande. Man neigt zur religiös-jüdischen Eingemeindung, aber dagegen regt sich auch Widerstand. Es fehlt nicht an Klischees wie Ontologie vs. Ethik, Kreationismus vs. Paganismus etc. Dies ändert sich bei dem Beitrag eines lächelnd abwiegeln- den Talmud-Leser, der sich ständig selbst ins Wort fällt.

ALTSTADT: Ich nehme den Bus zur Azza Street und gerate ins Erstaunen angesichts der auf- und absteigenden Stadtmauer, einem Werk von Suleiman, dem Prächtigen, mit acht Toren. Das Haupttor, das Jaffa Gate, wurde anlässlich des Besuchs des deutschen Kaisers im ausgehenden 19. Jh. in einen Straßenzugang verwandelt.

- *Schabbat*: Daraus wurde Sabbat (das *ש* hat seinen Punkt verloren ist zum S geworden wie bei der Verwandlung von ‚Mosche‘ in ‚Mose‘). Von Freitag abend bis Samstag abend fahren keine Busse, nur Taxis mit Schabbat-Zulage. Im Hotel fährt ein Schabbat-Lift, der selbsttätig auf jedem Stockwerk hält. Viele schwarz Gewandete treffen sich vor der WESTERN WALL, sie tragen Pelzhüte, große schwarze Hüte oder einfache Kitas. Der Platz ist nur durch Polizeikontrollen zu erreichen. An dem freien Platz standen vor dem Unabhängigkeitskrieg Häuser und Läden. Die Wand selbst ist ein Überbleibsel des Zweiten Tempels, in den Ritzen stecken Gebetszettelchen.
- *Gebete*. Die Gebetsformen sind von großer Vielfalt. Es gibt Einzelbeter, die mit der Bibel in der Hand ihre Gebete murmeln, sich rhythmisch vor- und zurückbewegen wie ein Gebetsschiff auf hoher See, manche unter Berührung der Mauer. Daneben treten Gebetsgruppen auf, singend, auch tanzend, manche im Rundtanz. Die heterogene Gemeinde, die aus Einzelnen und Einzelgruppen besteht, kommt ohne Zentralfigur, ohne Rabbi oder Priester aus. Die Frauen sind streng getrennt, bleiben auf ein kleines Nebefeld beschränkt. Dazu gibt es Gruppen, die kommen und gehen, Männergruppen, auch Jungen dabei.
- *Rituale*. In ihnen bekundet sich eine Art körperlicher Zugehörigkeit, in Form eines Tuns, das auf Begründungen keinen sonderlichen Wert legt. Sie dienen der Identitätserhaltung: „Der Ritus stellt sich überall zwischen uns und die Realität. Er unterbricht die Handlung, die das bloße Vorhandensein der Dinge in uns auslöst.“ (Levinas, zitiert in Matka, S. 229). Es handelt sich

um eine *actio actionis*, Handlung ohne Zielsetzung und Rechtfertigungszwang. Aktion ist eng verknüpft mit Appell.

Hinter dem Western Wall erhebt sich der TEMPELBERG mit strahlender Goldkuppel. Er ist schwer zugänglich, Torwächter weisen Besucher ab, weil Schabbat ist. Rückwärts steigt der Ölberg an, entholzt, vielleicht aus Verteidigungsgründen; Steingräber leuchten weiß auf, ähnlich wie die Grabhügel am Stadtrand von Sarajewo. In naher Ferne liegt Ostjerusalem hinter einer Mauer.

An den Platz der Klagemauer schließt sich das ARABISCHE VIERTEL an, zugänglich durch einen Torbogen, bei Geschrei, Geschiebe und Düften auf engstem Raum. Dazwischen patrouillieren Militärposten mit einer MP, für alle Fälle, für Fälle einer *destructio ex nihilo*, die ständig droht und bisweilen eintrifft, nicht als Straßenkriminalität, sondern als rituell vollzogener Tötungsakt. Mitten durch dieses Viertel läuft die Via Dolorosa mit ihren Stationen, teils mit kleinen Kappellen. Eine Tür öffnet sich hin zu einer Synagoge für Jugendliche. Ein Ineinander und doch Nebeneinander von Religionen – eine Monadologie von Religionen im Alltag.

ARMENISCHES VIERTEL: Die Kathedrale betritt man durch eine Teppichtür. Im Innern golden funkeln Glühlampen, eine Gebetsgrotte wie in den Ostkirchen üblich. Erinnert wird an den Genozid aus dem Ersten Weltkrieg.

CHRISTLICHES VIERTEL: Den Mittelpunkt bildet die Kirche vom Heiligen Grab, gegründet von Kaiserin Helena, vielfach umgebaut und sorglich auf die verschiedenen Konfessionen aufgeteilt. Im Zentrum befindet sich die Griechisch-orthodoxe Kirche. Um die Sakramentskapelle ziehen Weihrauchfässer schwenkende, segnende Popen, angeführt von einem Hinkenden. Singen und Singen, kein Lesen und Lesen wie bei Juden. Eine kleine Seitenkapelle beherbergt die Franziskaner. In einer einfachen Felsenkapelle steht ein geborstener Marmoraltar; eine Mauerhöhlung, mit Kerzen davor, gilt als Christi Grab. Das offizielle Gebetsgrab befindet sich nahe dem Portal. Kniende Frauen legen ihre Mitbringsel auf das Steingrab, berühren und küssen es wie eine Wunderstatue. Der affektive Überschuß wirkt hier weniger rituell gebändigt als beim jüdischen Gebet. Alles glüht. Eine Treppe führt hinauf ins koptische Revier. Da stehen schwarze Mönche, teils mit Krückstock, unaufhörlich singend, wie aus dem *Namen der Rose* entlaufen. Von der Kirche steigt man hinunter zu einem Felsensee, zu unbehauenen Felsmauern und einer durchsichtigen Wasserfläche. Der materielle Untergrund dringt in den Sakralraum vor als ein *fond sauvage*. In unmittelbarer Nähe der Grabeskirche findet sich eine Moschee, aber auch eine lutheranische, eine ‚deutsche‘ Kirche, nun mit einem niederländischen Bischof, erbaut zur Ankunft von Wilhelm II.

Am Stadtrand erhebt sich der BERG ZION, auch er interreligiös besetzt. Da gibt es vielerlei, die armenische Church of Dormition mit einer Krypta, wo Maria gewohnt haben soll, ein armenisches Sacré-Cœur; eine kleine Synagoge mit

Davids Grab; eine Moschee mit vielen Treppen und alten Grabsteinen – daneben Müllablagen, ein orientalisches Durcheinander. Ringsum liegen große Friedhöfe, einer wird von arabischen Christen genutzt, dazu eine Holocaust-Stätte. Territoriale Authentizitätsansprüche besagen: Was *ist* oder *war*, muß einen bestimmten Ort haben; dies gilt für Davids Grab, Mariens Haus, Jesu Grab, Mohammeds Himmelfahrtstätte auf dem Tempelberg, selbst das nicht stattgefundene Opfer Isaaks wurde hierher verlegt. So ist jeder Ort traumatisch, nicht nur symbolisch überdeterminiert, eine Verkörperung des Religiösen. Näher der Erde sind Spuren im Stein wie die Einschußlöcher am Zion-Tor aus der Zeit, als Jerusalem von jordanischen Truppen erobert wurde.

Das JÜDISCHE VIERTEL wurde wiederaufgebaut in einem Stil, der autochthone Formen modern variiert: kubusförmige Bauten, rhythmisch verstellte Mauerpartien, Dachterrassen, alles in hellem bräunlichem Stein. „Auf den Dächern von Jerusalem.“ Böden und Wände sind geknetet wie Kuchenteig. Durch vergitterte Licht- und Luftschächte blickt man hinunter in die Souks. Oben von der Terrasse gleitet der Blick hinüber auf die Türme der Grabeskirche, den Tempelberg, auf Kinderspielplätze. Es ist Schabbat. Ich steige eine Treppe hinunter und gerate in einen Raum, wo Männer in schwarzen Hüten an Tischen sitzen. Draußen gibt es Wachhochstände für private Wächter, israelische und arabische. Ich frage Jungen, die aus einem Versammlungsraum kommen, nach dem Weg auf die Straße. Die Antwort kommt in Windeseile: „Left, left, right“, wie wenn man eine Bibelstelle zitiert.

Am letzten Tag wandere ich drei Stunden durch die Stadt, begleitet von vier Holländern, einem Pastor aus Amsterdam und drei Frauen, die in Jerusalem leben: eine Sozialbeauftragte für Holocaust-Opfer, eine Witwe aus Holland, die Schulspeisung für bedürftige Kinder der Stadt organisiert; eine Schriftstellerin, die hier geboren wurde. Wir kommen auch auf Levinas zu sprechen. Die erstaunlich frühe, intensive Aufnahme von Levinas in den Niederlanden mag damit zusammenhängen, daß dort die praktisch-moralische oder die religiöse Einstellung alles beherrscht. Spinoza, der einzige weltberühmte Philosoph des Landes, war portugiesischer Jude. Hinzukommt ein starker Sinn für soziale Fragen, auch für die architektonische Gestaltung von Stadträumen.

Im Westen der Stadt ist das ISRAEL MUSEUM untergebracht. Dort findet sich ein *Shrine of the Book* mit den Qumran-Schriftrollen aus dem 2. bis 1. Jh. Textstücke sehen aus wie Stoffetzen, alle sorglich rekonstruiert; an einer zentralen Säule ist ein Faksimile des Buches Jesaja angebracht; ausgestellt sind die Gemeinschaftsregeln der Essener, die von Jerusalem in die Wüste zogen. Eine erstaunliche Fülle von Texten, die im Wüstensand vergraben waren, ist wieder aufgetaucht. Schulkinder mit aufgeweckten Gesichtern werden von einer Lehrerin herumgeführt. Man wächst auf mit *dem* Buch. Draußen im Skulpturenpark findet Henry Moore eine große Kulisse. In der Abteilung Judaica stoße ich auf einen Kommentartext von Moses Maimonides aus dem 15. Jh. und eine wiedererrichtete Synagoge aus

dem schwäbischen Horb: gewölbte Holzdecke mit Pflanzen- und Tiermotiven, zwei trompetende Portal-Löwen aus dem 17. Jh., jüdisches Barock.

Vom Museum aus gelange ich, am Knesset vorbei, durch Kalkstein, Zypressen und Lavendel talwärts zu einem alten orthodoxen Kloster, das von burgartigen Mauern umschlossen ist, dem Monastery of Cross. Stadteinwärts breitet sich ein gutbürgerliches Villen- und Wohnviertel aus. Nahe der Stadt liegt dann, durch das Kidrontal getrennt, die älteste israelische Außensiedlung: eine Windmühle zeugt von holländischer Intimität. Am letzten Abend wandere ich eine Stunde zurück zum Hotel über die Jaffa Street und die Ben Yehuda Street durch einen modernen, belebten Stadtteil.

Sonntag morgen um 2 Uhr 30 fährt mein Taxi zum Flughafen. Bei der Kontrolle, die mit einer individuellen Befragung beginnt, fragt ein noch junger Israeli: „Philosophy? Which kind of philosophy?“ Er erwähnt Spinoza und Nietzsches „Superman“, den „Übermenschen“. Ich bin zu beschäftigt, um zu erwidern: „Ja, aber der Übermensch ist jemand, der sich selbst überwindet.“

Jerusalem ist so einzigartig, wie wenn man in Athen in die Platonische Akademie geriete oder auf den althehrwürdigen Areopag. Nur so ist zu verstehen, daß Juden sich hier endlich einmal bei sich fühlen, *chez soi*, nicht nur geduldet. Doch dann beginnt die Vermengung von Religion und Politik. Es herrscht eine andere Zeitrechnung mit anderen Zäsuren: statt Perserkrieg oder punische Kriege die Epoche des Zweiten und Ersten Tempels, das babylonische Exil und die ägyptische Gefangenschaft – eine Geschichte sui generis, die uns in der europäischen klassischen Bildung nur in Form biblischer Geschichten vermittelt wird, wenn überhaupt. Europa bedarf einer resoluten Verfremdung, um die Vielfalt seiner Eigenheiten zu entdecken.